

Dom 22.6. bis 22.7.

Krebs

S 19 S. n. Pf.
M 20 Elias
D 21 Praxedis
M 22 Maria Magd.
D 23 Apollonaris
F 24 Christine
S 25 Jakobus

Sonntags-Zeitung

ILLUSTRIERTES WOCHENBLATT

Nr. 29 / 5. JAHR / 19. JULI 1953

Papierschnitzel

Von Willi Wegner

Sie kannten sich schon eine ganze Weile. Seit zwei oder drei Jahren. Nie hatten sie sich gefragt, ob es Liebe sei, was sie zusammenhielt. Sie mochten sich einfach, vielleicht wie zwei gute Kameraden oder wie Brüderchen und Schwesterchen. Aber das war wie von ungefähr gekommen. Denn Liselotte sagte sich: Wenn er mich heiraten möchte, dann soll er es doch sagen! Und Hans dachte: Wie oft habe ich's mir schon vorgenommen, aber immer, wenn ich in ihre Vergißmeinnicht-Augen blicke, verschlägt's mir die Sprache! — Es ist möglich, daß er auch ein kleines bißchen Angst hatte, sich einen Korb zu holen...

Liselotte wohnte bei ihrer Mutter in einer Mansardenwohnung. Frau Huberland bezog eine kleine Rente, und Liselotte verdiente als Verkäuferin hundertzweiunddreißig netto.

Es kam ein Sonntag, und diesen Tag vergessend Liselotte Huberland und Hans Hellberg nie im Leben. Auch nicht, wenn sie hundert Jahre alt werden sollten. Oder hundertzwei.

Hans hatte Theaterkarten besorgt. Er wollte mit Liselotte und ihrer Mutter ins Schauspielhaus, in die Nachmittagsvorstellung. Nachmittags war dies nicht so teuer wie abends. Denn Hans verdiente auch nur hundertdreißig netto.

Er klingelte und nahm das Seidenpapier von dem bescheidenen Blumensträußchen. Frau Huberland öffnete. „Ach, guten Tag, Herr Hellberg! Aber Sie sollen mir doch nicht immer so viel Blumen mitbringen! Sie sind zu liebenswürdig... Kommen Sie... Liselotte zieht sich noch um. Warten Sie hier im Wohnzimmer. Da ist auch die neue Lesemappe. Ich habe noch etwas in der Küche zu tun...“

Hans machte es sich bequem. Er steckte eine Zigarette an. Oh, nanu... weit und breit kein Aschenbecher? Na, da stand ja der Papierkorb... Das noch schwach glimmende Streichhölzchen flog in kühnem Bogen



Sommerliches Land

Holzschnitt: E. v. Liljeström

hinein und verschwand zwischen teils zerknüllten, teils zerrissenen Papierstückchen...

Hans Hellberg nahm eine illustrierte zur Hand und — bob die Nase. Wie roch denn das? Himmel, der Papierkorb qualmte ja bereits wie ein mittelgroßer Küstendampfer! Schnell... Was tun?! Wasser gab es nicht. Initiative, Hans! Er kippte den Korb einfach um und zertrat das glimmende Papier...

Am selben Abend — nach der Theatervorstellung — verlobten sich Hans Hellberg und Liselotte Huberland, nachdem Hans bei Liselottes Mutter feierlich um die Hand der Tochter angehalten hatte.

Wie war das eigentlich gekommen?

Woher hatte Hans plötzlich den Mut genommen? Das fragte ihn einige Tage später auch Liselotte, und Hans erwiderte lachend:

„Weißt du, das ist ganz einfach zu erklären. Als ich im Wohnzimmer auf euch wartete, an unserem letzten Theatersonntag, da hatte ich beinahe einen Zimmerbrand verursacht. Ich hatte ein noch glimmendes Streichhölzchen in deinen Papierkorb geworfen. Als ich das Ding dann umkippte, fielen ein paar Papierschnitzel heraus. Sie trugen deine Schriftzüge...“

„Ach, du Schreck!“ rief Liselotte. „Jaja“, lächelte Hans. „Ich setzte alle die kleinen Schnitzelchen zusammen, und dann hatte ich den Mut

gefunden, um deine Hand anzuhalten. Es war gewissermaßen ein Korb, der mir das Bewußtsein gab, daß ich keinen Korb bekommen würde. Du hattest etwa fünfzigmal geübt: Liselotte Hellberg, geb. Huberland... Liselotte Hellberg...“

Und dann küßten sie sich.

Acht schwierige Hände / Von Artur M. Fraederich

„Leute, seht zu, daß ihr es schafft!“ sagte der Polier. „Morgen müssen wir drüben mit dem Anfahren anfangen.“

Fünf Mann waren es, denen diese Worte galten. Bis Abend mußten fünfundzwanzigttausend Mauersteine abgeladen sein. Morgen ging es bei den achtzehnhundertfünfundzwanzigttausend für die andere Siedlung drüben hinterm Wald. So erforderte jeder neue Tag sein Maß an Arbeit, oder der Baubetrieb erlitt irgendwo eine unheilvolle Stockung.

Lastauto nach Lastauto rollte heran. Die fünf Ablader stellten sich zu einer Reihe auf, zu einer weitgliedrigen Kette, die sich von der Anfahrstraße quer über den Graben bis aufs Baugelände erstreckte. Sehnige, braungebrannte Arme, ledbewehrte, schwierige Hände waren bereit, wärfen im hohen Bogen Stein nach Stein einander zu; hundert, tausend, zehntausend — den ganzen lieben Tag lang. Das kostet Kraft und Schweiß.

Löste sich einmal einer von der Kette, um den roten, trockenen Staub mit einem Schluck aus der blauen Kanne herunterzuspülen, so trat eine Pause ein, oder die übrigen glichen den Ausfall des Gliedes wortlos unter sich aus. Dann wurde die Flugbahn größer, der Steine abzufangende Wucht schwerer und der sich anschließende Wurf beschwerlicher. Sie alle wußten das, und deshalb wartete ein jeder geduldig auf die halbstündig fällige Pause.

Auch Peter Lemke, das Mittelglied der lebendigen Kette. Auch er wollte keine Ausnahme machen, wenn schon

ihm die Spannen zwischen zwei Pausen heute besonders lang erschielen. Er fühlte eine innere Unruhe, die von Stunde zu Stunde wuchs. Immer wieder glitt sein Blick hinüber nach dem Dorf! mit dem Kirchlein dort drüben. War' nur erst Feierabend! Hundertmal dachte er so im Laufe der Stunden.

Kurz nach der Mittagsstunde kam ein Dorfbub quer übers Feld gerannt. Sein Gesicht war hochrot vom Lauf. „Der Doktor ist da —“ Mehr brachte er fürs erste nicht heraus. Peter Lemke erblaßte. Er war jung verheiratet; das erste Kind wollte kommen. Den Doktor haben sie rufen müssen? Und ich kann nicht bei ihr sein! dachte er.

Stein nach Stein flog ihm zu, wurde abgefangen, flog weiter, weiter und landete dort, wo er landen sollte.

„Sie sollen sofort nach Hause kommen!“ drängte der Bub und traf Anstalten zurückzulaufen. „Das geht nicht“, wehrte Peter, aber seine Gedanken waren nicht mehr bei der Arbeit, sondern bei seinem jungen Weibe, das, kaum zwei Kilometer von ihm entfernt, sich anschickte, den freudig-wehen Schmerz aller Mütter tapfer durchzustehen. „Die anderen schaffen es nicht allein.“

„Was will der Bub?“ horchten die Arbeitskameraden auf.

„Ach — nichts“, erwiderte Peter. „Der Doktor ist bei Frau Lemke“, fiel der Junge ihm ins Wort. „Es wird schwer werden, soll ich noch bestellen.“ Peter stöhnte, aber seine Hände fingen und warfen, wie es die Steine verlangten.

„Lauf schon zu!“ kam es von ir-

gendwo her aus der Reihe. Und allmählich wurde der Bogen der fliegenden Steine zwischen Peter und seinem Vordermann kürzer und der zwischen ihm und seinem Hintermann weiter, bis er, das Mittelglied der Kette, ganz ausgeschaltet war.

„Es wird zu schwer für euch allein“, wehrte er schwach ab. Da griff der Junge nach seiner Hand und zog ihn mit sich fort. Und jetzt liefen sie beide dem Dorf zu, liefen und liefen...

Vier Männer gleichen Willens vermögen viel, doch das, was die vier Ablader sich infolge Peters Ausfall zumuteten, war fast zu viel. Die Schultern und Arme begannen zu schmerzen, die Hände zu brennen; der Schweiß zeichnete ein Gewirr von kleinen Bächen auf eines jeden Gesicht. Kaum einer von ihnen sprach ein Wort, doch alle vier ließen ab und zu die Gedanken mit Peter um die Wette laufen.

Endlich hatten sie es geschafft! Das letzte Gefährt war leer. Wo sie gerade standen, ließen die Ablader sich auf die zerretene Grasnarbe des Bauplatzes fallen. „Wenn seine Nähe ihr geholfen hat — dann ist's ja gut“, meinte einer und streifte sich mit der Handfläche den staubuntermischten Schweiß aus dem Gesicht.

Da kam Peter dahergerannt. Schon von weitem wedelte er mit beiden Armen. Sein Antlitz strahlte. „Ein Junge! Ein strammer Junge!“ stieß er fast noch außer Atem hervor.

Vier Fäuste schüttelten seine Hand. Keiner dachte mehr daran, daß es auch hier nicht leicht gewesen war ohne den fünften Mann.

Die Leiter

Wie man's landauf landab häufig findet, so war es auch in dem Dörflein Nadeberg: das Rathaus war das höchste Haus im Flecken. Es war aber schon steinalt und darum gab's an ihm immer wieder zu richten und instand zu bringen. Einmal mußte nun auch der Giebel ausgebessert werden. Die Nadeberger holten die längste Leiter, die sie im Dorf hatten, richteten sie mit vieler Mühe auf und lehnten sie an die Giebelwand. Es zeigte sich jedoch, daß sie nicht ganz hinauf reichte. Zwei Armlängen etwa fehlten noch.

Da standen sie nun und wußten nicht, wie sie es anstellen sollten, um dem Übel abzuwehren. Sie ratschlagten, überlegten und sannten hin und her, wohl zwei Stunden lang. Endlich schlug sich einer an die Stirne und sagte:

„Männer, wir sind doch recht unpraktisch! Das Stück, das oben fehlt, können wir unten leicht entbehren, wenn wir einander bis zum Anfang der Leiter hinaufheben. Wir dürfen also nur unten die zwei Armlängen wegsägen und oben ansetzen, dann wird die Leiter in der Länge gerade recht.“

Alle waren sofort über diesen guten Einfall hoch erfreut und machten sich sogleich ans Werk. Sie ließen die Leiter auf den Boden nieder, sägten unten die zwei Armlängen weg und setzten sie oben sorgsam an. „Jetzt hoo - ruck! Hoo - ruck!“ rief dann der Klügste und mit vereinten Kräften stellten sie die Leiter wieder auf.

Wie es aber hernach gegangen, das haben die Nadeberger nie und nirgends verraten. — B.

Der dringende Brief / Von Walter Foitzick

Sie kommen morgens an Ihren Frühstückstisch. Am Tisch sitzt Ihre Frau, und auf dem Tisch liegt ein Brief, ein ungeöffneter Brief. Ihre Frau sieht erwartungsvoll den Brief an, und dann blickt sie auf den Hausherrn. Sie sagt: „Nun überleg' ich schon die ganze Zeit, von wem dieser Brief ist. Die Schrift kommt mir bekannt vor. Das L könnte von Margot sein, während das kleine p mehr für Emmelmann spricht. Der Brief kommt aus Berlin, und Margot ist ganz bestimmt nicht in Berlin.“

Nach allerlei anderen Vermutungen wird schließlich doch der Brief geöffnet, und unsicher stellt sich nun heraus, daß der Brief von Olga ist — wissen Sie von Olga, die irgendwann mal geheiratet hat. Es ist eigentlich kein Brief im gewöhnlichen Sinne, sondern eine Geburtsanzeige, durch die klar wird, daß Olga und ihrem Mann „ein gesunder Junge bei hellem Sonnenschein“ geschenkt wurde. „Da muß man gleich schreiben“, sagt Ihre Frau.

Sie bestätigen ihr, daß dies unumgänglich notwendig sei. Dann frühstücken Sie, aber dadurch kommt die Erledigung auch nicht weiter.

Sie schlagen vor, man solle telegraphieren. Es gäbe doch ganz reizende Glückwunschtelegramme, und man müsse den Text möglichst originell fassen. Sie regen an in Anlehnung an das Meteorologische der Geburtsanzeige: „Senden bei leichtem Regenwetter herzliche Glückwünsche.“ Das wird in Anbetracht der bisher guten Familienbeziehungen von Ihrer Frau glatt abgelehnt. Damit ruht die Sache so lange, bis es für ein Telegramm zu spät geworden ist. Der drohende Brief lastet schwer auf Ihrem Familienleben. Man hat ja so viel zu tun. Ja, wenn man die Antwort auf dem Wege über das Büro geben könnte, dann würden Sie einfach auf einen Knopf drücken, das Fräulein käme und Sie würden diktieren: „Antwortlich Ihres Geehrten vom Soundsovielten beehren wir uns

Ihnen mitzuteilen, daß wir von der Vergrößerung Ihrer Firma mit Interesse Kenntnis genommen haben. Wir werden bei Gelegenheit...“

Nein, so geht's nicht, so geht's wirklich nicht, hier muß man das Herz sprechen lassen, irgendein paar innige und menschliche Worte. Wenn man nur etwas von Olgas Familie wüßte! Ihre ganze Kenntnis besteht darin, daß Olga vor einigen Jahren geheiratet hat, was Ihnen seinerzeit durch Anzeige mitgeteilt wurde. Mag sein, daß Sie damals sogar hoch erfreut telegraphiert haben. Wenn Sie genau nachsehen würden, fänden Sie die Anzeige in dem Pappumschlag, auf dem von Ihrer Hand geschrieben steht: „Eilig zu erledigen.“ Aber an diese Mappe trauen Sie sich nicht heran. An Olga muß jedoch ganz bestimmt geschrieben werden. Da sie vermutlich ein ordentlicher Mann sind, empfehle ich Ihnen, eine neue Mappe einzurichten, in die Sie den Brief als ersten legen. Es werden bald andere hinzukommen. Auf diesen Aktendeckel könnten Sie schreiben: „Vordringlich zu erledigen.“ Die deutsche Sprache ist reich an Pflichtworten, und so bietet sich die Möglichkeit der Anlage ganzer Reihen ähnlicher Mappen. Und dann sage ich Ihnen, der Junge wächst heran, er wird seinen ersten Geburtstag feiern, sein erstes Zähnchen bekommen, sein erstes Examen machen, angestellt und womöglich befördert werden. Heiraten wird er vermutlich auch, und wie wäre das anders zu erwarten, auch einmal einen gesunden Jungen bekommen. Der Möglichkeiten für freudige Ereignisse sind so viele im menschlichen Leben, und vermutlich wird man sie Ihnen alle mitteilen. Vielleicht finden Sie im Laufe der Jahre doch eine freie Minute, und dann können Sie ja ein Sammeltelegramm abschicken:

„Sende herzliche Glückwünsche zu Geburt, erstem Zähnchen, bestandnem Examen, Anstellung, Hochzeit und Wünsche weiterhin alles Gute für angenehmen Lebensabend.“

Die Wahrheit am Krankenbett

Todesangst kann heilsame Kräfte mobilisieren / Chancen des Erfolges einer solchen Behandlung müssen abgewogen werden

In einem Lungen-sanatorium wartete in diesem Frühjahr ein älterer Mann auf seine Genesung. „Ne, heute sieht unser Patient schon besser aus. Wir brauchen nur etwas Geduld“, sagte der Chefarzt jeden Morgen bei der Visite. In Wirklichkeit war es im ganzen Krankenhaus ein offenes Geheimnis, daß der Bedauernswerte nur noch mit immer häufiger wiederholten Streptomycin-Spritzen am Leben erhalten werden konnte. Aber davon sollte er nichts merken, denn es gibt eine uralte Grundregel für den Umgang mit Kranken, daß man ihnen auch in verzweifelter Situation gut zureden und Mut machen muß, weil eine günstige seelische Grundstimmung die Voraussetzung für jede Besserung sein soll.

Der sensible Kranke spürte sehr bald, daß Ärzte, Schwestern und Leidensgenossen ihn über seinen wahren Zustand täuschten. Er ahnte, daß er sterben müßte, sobald die Injektionen einmal aus einem nichtigen Grund versagen sollten. Und jetzt verfiel er der Katastrophenstimmung, die von den Ärzten aus gutem Grund gefürchtet wurde. Er bildete sich ein, er könnte den Stich der Nadel nicht mehr ertragen, und verweigerte jede weitere Injektion. Diese innere Auflehnung gegen das letzte Mittel mußte nach menschlichem Ermessen den sicheren Tod bedeuten. Doch von diesem Augenblick an erholte sich der Patient. Für einen anderen Tuberkulosepatienten des gleichen Sanatoriums war eine leichte Operation vorgesehen. Der Kranke war den Worten des Arztes gegenüber mißtrauisch. Er war überzeugt, daß ihm bei dieser Operation ein ganzer Lungenflügel entfernt werden sollte, und wurde von einer grauenhaften Angst befallen. Obwohl er vor Furcht und Aufregung nächtelang nicht mehr schlafen konnte, besserte sich sein Zustand schlagartig.

Über diese beiden Fälle berichtete Dr. Edmund R. Clarke, der Chefarzt des Fireland-Sanatoriums in Seattle, vor kurzem auf einer Tagung der Tuberkuloseärzte in Los Angeles. Sie lassen sich, oberflächlich betrachtet, nur so erklären, daß die Todesangst imstande ist, Kräfte in einem Menschen zu mobilisieren, die vorher geschlummert hatten. Wie Patienten im Krankenbett fähig sind, die Krise ihres Leidens in einer Panikstimmung zu überwinden, hat der genannte Dr. Clarke an seinen beiden Tbc-Kranken gemessen. Clarke ist leidenschaftlicher Hormonforscher und registrierte in dieser Zeit gerade die Hormonproduktion der Nebennieren bei 109 Tuberkulösen. Die Nebennieren sitzen wie kleine Kapfen auf den Nieren und erzeugen lebenswichtige Hormone zum Beispiel Cortison und Adrenalin. Bei einer so schweren Erkrankung wie der Tuberkulose, die den ganzen Körper in Mitleidenschaft zieht, sind meistens auch die Nebennieren in ihrer Tätigkeit gestört.

Bei den beiden Kranken hatten die Nebennieren ihre Hormonerzeugung fast eingestellt. Als sie aber von der Angst überwältigt wurden, sonderten die Drüsen plötzlich wieder fast normale Mengen ihrer Hormone ab. Dieser Umschwung durch die seelische Einwirkung ist nachträglich leicht zu erklären: Heftige Gemütsregungen wirken sich auf das vegetative Nervensystem aus, das den ganzen Körper durchzieht. Dieses Nervensystem hat besonders enge Beziehungen zu allen Hormondrüsen, auch zu den Nebennieren.

Es ist heute fraglich geworden, ob es richtig ist, hoffnungslos Kranken immer wieder

Mut zuzusprechen, statt ihnen schonungslos die Wahrheit zu sagen und den Angstschock künstlich zu erzeugen. Manche deutschen Ärzte haben allerdings wenig Dank geerntet, wenn sie offen sprachen. Die unter dem Angstschock genesenden Patienten gingen in ihrer Verzweiflung zu einem beliebigen Pfluscher und Geschäftsmacher und stellten sich anschließend für dessen Reklame zur Verfügung. Motto: Die Ärzte gaben mich auf, aber Knörcher's Nervensalz hat mich wieder gesund gemacht.

Selbstverständlich sind Experimente mit der Todesangst gefährlich, weil ihre Wirkung gelegentlich auch ins Gegenteil umschlagen kann. Der Patient kann, wenn er von Natur aus schwermütig veranlagt ist, einer stumpfen Apathie verfallen, aus der es keine Rettung mehr gibt. Sorgfältige Studien des Charakters und des Temperaments sind nötig, ehe die Chancen eines Erfolges einer solchen Behandlung abgewogen werden können.

Dr. Herbert L. Schrader

Wo lag der Nordpol früher?

„Nickels'sche Regel“ verspricht Antwort auf eine Frage der Erdgeschichte

Die Erforschung der Geschichte unserer Erde hat ergeben, daß früher in den Polargebieten eine üppige Lebewelt existierte. Lagen die Erdpole früher woanders? Die Frage ist noch unbeantwortet. Ein junger deutscher Wissenschaftler hat jetzt eine einfache, aber weittragende Entdeckung gemacht, deren Anwendung wahrscheinlich eine Antwort auf die Frage nach der früheren Lage der Erdpole geben wird.

Das, was der Geologe bei Ausgrabungen in den tieferen Schichten des Erdreichs findet, ist für ihn das Geschichtsbuch der Erde. Auf Grund solcher Ausgrabungen, Versteinerungen, Salzkohleablagerungen usw. konnte man in großen Zügen ein Bild von der Lebewelt und vom Klima vergangener Erdperioden gewinnen. So ergibt sich beispielsweise aus den Funden der Tertiärzeit, daß damals, also vor etwa 30 Millionen Jahren, in den heutigen Polargebieten eine Lebewelt existierte, die ein warmgemäßigtes Klima erforderte. Wie war es möglich, daß in Grönland und Spitzbergen, wo heute ewiges Eis herrscht, in der geologischen Vergangenheit grüne Wälder üppig gediehen?

Die Wissenschaft hat über diese eigenartigen Befunde schon die verschiedensten Hypothesen aufgestellt. Man dachte an einen anderen Verlauf der Meeresströmungen, die ja das Klima ganzer Erdteile beeinflussen können, wie wir es am Beispiel des warmen Golfstroms hinsichtlich des Klimas Nordeuropas sehen. Man dachte an

Verschiebungen ganzer Kontinente auf dem zähflüssigen Untergrund der tieferen Erdschichten, und schließlich zog man auch eine andere Lage der Umdrehungspole in Betracht. Besonders die einstmalige Vereisung Nordamerikas und Nordeuropas, wobei gleichzeitig Ostsibirien eisfrei blieb, deutete auf eine Lage des Nordpols während der Eiszeit in der Gegend zwischen Island und Grönland hin.

Doch allen diesen Theorien fehlte der Boden des Beweises. Die Frage, ob die Erdpole früher gewandert sind, ist bis auf den heutigen Tag unbeantwortet. Nun machte aber ein junger deutscher Wissenschaftler, Dr. Kramers aus Wittich/Mosel, zusammen mit seiner Braut eine zunächst harmlos erscheinende Entdeckung: Der Stammradius der Bäume ist nach Norden hin größer als in den anderen Richtungen, wie sich aus zahlreichen Vermessungen an den Jahresringen abgesägter Bäume ergab. Dr. Kramers nannte diese Entdeckung in dankbarer Anerkennung der Mithilfe seiner Braut die „Nickels'sche Regel“. Er erkannte jedoch sofort die große Tragweite dieser Regel für die Frage nach der früheren Lage der Erdpole. Wenn man in verkohlten Baumstämmen, deren Jahresringe noch gut erhalten sind, dieselben Vermessungen vornimmt, wie er es mit seiner Braut bei den heutigen Bäumen tat, so kann man angeben, wo damals vor Jahrmillionen, als jene Bäume in dichten Beständen die Erde bewachsen, die Nordrichtung lag. Treffend spricht Dr. Kramers hier von dem Auffinden eines „Geologischen Kompasses“. Wenn man diese Untersuchungen an verschiedenen Stellen der Erde durchführt, könnte man tatsächlich die frühere Lage des Nordpols genau angeben, und eine noch immer die Wissenschaft bewegende Frage hätte ihre endgültige Antwort gefunden.

Dr. Kramers wendet sich an die ausländischen wissenschaftlichen Institute mit der Bitte um Durchführung der von ihm vorgeschlagenen Freilegungsarbeiten, weil den deutschen Instituten hierzu keine Geldmittel zur Verfügung stehen.

Dr. H. Faust

DAS GUTE HERZ Es war seine letzte Decke

Es war im Spätherbst des Jahres 1943. Die kalten Nordwinde heulten um die Gehöfte eines Thüringer Bauerndorfes. Bei einer alleinstehenden Bäuerin, in deren Haus auch wir untergebracht waren, arbeitete ein schlesischer Bauer, der gerade aus der Gefangenschaft gekommen war.

Als die Polen die zurückgebliebenen Deutschen vertrieben, kamen viele dieser armen Menschen auch hierher. Da zu wenig Privatwohnungen frei

Lippen um eine Decke baten. Es war das erste Gehöft, in das sie gegangen waren. Man sah, wie schwer ihnen die Bitte fiel. Die Bäuerin lehnte ab, zuviele waren schon gekommen. Da erhob sich der Heimkehrer, eine Träne glänzte in seinem harten Gesicht. Als er zurückkam, brachte er seine Decke, das letzte Stück, was ihm geblieben war. „Nimm's Mütterchen, nimm's.“ Die Alte weinte leise und drückte ihm stumm die Hand.

Rasur im 100-km-Tempo

Eine Kaltwelle im Ferienexpress dauert von Essen bis Koblenz

Einer von den Journalisten, die in diesen Tagen den Touropa-Ferien-Express nach Lugano ein Stückchen begleiteten, kehrte barlos nach Hause zurück. Er war der erste, der sich in dem eben mit einem Kostenaufwand von 5000 DM eingerichteten Friseurabteil des Zuges auf elektrisch-kaltem Wege rasieren ließ. Und die Dame, die sich eine Kaltwelle machen ließ, durfte sich nach drei Stunden aufzufendend in Koblenz aus dem bequemen Drehstuhl erheben. In Essen hatte die Sache bereits begonnen.

Alle in einem Herren- oder Damensalon anfallenden Arbeiten werden jetzt auch während der Fahrt auf der Schiene erledigt. So beim runden 100-km-Tempo. Manchmal sind es auch 20 km mehr, so auf der Strecke zwischen Mannheim-Karlsruhe einerseits und Offenbach-Freiburg andererseits. Und trotzdem fliegt der Schaum nicht wie Schnee in der ganzen Gegend, Verzeihung, im Friseurabteil herum. Das zeugt einerseits für die „gerubsame“ Fahrt trotz des höllischen Tempos und andererseits für die „gekonnnt einseifende“ Hand des Bediensteten.

Der Friseurmeister Rendelsmann aus Essen-Stadtwald wagte das Experiment. Erstmals fuhr jetzt — als einziger Zug des Kontinents — der

Ferienexpress von Dortmund nach Lugano mit dieser willkommenen Neuerung über die Grenze. Donnerstags und freitags geht es dann nach Laibach in Jugoslawien und im Wochenende nach Bozen. Friseurgehilfe Alfred Diehl, der mit seiner jungen Frau die Betreuung der Kunden übernommen hat, war noch nie im Auslande. Durch seinen Saisonjob wird er nun zu einem kleinen Weltbummler. Im Winter hofft er dann, in den Sonderzügen der Deutschen Bundesbahn Wintersportler „unter das Messer“ bzw. „unter die Haube“ nehmen zu können.

Die Ferienreisenden haben also jetzt die Möglichkeit, daheim die Zeit für den Figaro zu sparen und „frisch gewellt“ bzw. „gut rasiert“ und dementprechend gelaunt am Zielort aus dem Wagen zu klettern. Es wird in dem „Friseurladen auf Rädern“ frisiert, blondiert, gefärbt, manikürt und — falls es getragt werden sollte — sogar eine Dauerwelle „wie gehabt“ gelegt. Natürlich alles zu Ladenpreisen. Auch Parfümerien aller Art gibt es zu kaufen. Tabletten gegen Kopfschmerzen und Übelkeit kommen bei der nächsten Fahrt hinzu. Die Elektrizität für die einzelnen Apparate liefert die gute Lok. Sollte es jedoch einmal eine technische Störung geben, stehen in Blitzschnelle Batterien zur Verfügung. „Der nächste bitte!“

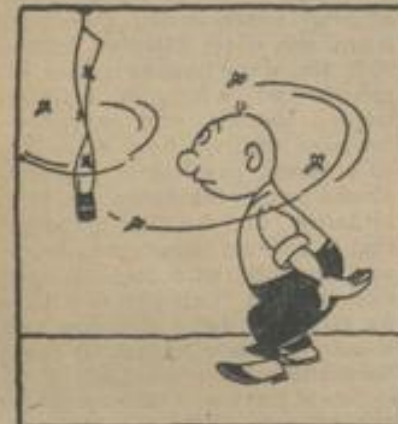


Zeichnung: Bauschert

gemacht werden konnten, mußten manche, darunter auch alte Leute, im Saal des Gasthauses untergebracht werden. Dort lagen sie auf Strohhalm und schützten sich notdürftig mit Decken gegen den Frost. Der Winter begann, und die Armen lagen noch immer auf Strohhalm — froren.

Eines Tages kamen zwei alte Leute. Scham und Not kämpften miteinander, als sie mit bebenden

Stops und der Fliegenfänger



Der Fliegenfänger ist zu klein, er muß für Stops viel größer sein.



Am Feierabend dann daheim bestreicht er ein Papier mit Leim.



Den Hammer nimmt er schnell zur Hand, und schlägt das Ganze an die Wand.



Doch er verliert das Gleichgewicht, berührt den Leim mit dem Gesicht.



Anstatt die Fliegen nun zu fangen, muß Stoppe selbst am Leime hangen.

MORAL: Oft hast Du schlaue was angefangen, / was dann doch ist noch schief gegangen.



„Liebe Hörer, wegen einer technischen Störung müssen wir unsere Atlantik-Reportage leider vorzeitig beenden!“

Nehmen Sie's ernst? Ihr Horoskop

Vom 20. bis 26. Juli

- Widder (21.3. - 20.4.):** Wenn auch die allgemeine Beruhigung das Erfolgssystem beeinträchtigt, so sind dennoch die Aussichten nach wie vor günstig.
- Stier (21.4. - 21.5.):** Eine sehr gute Woche für persönliche, berufliche und wirtschaftliche Fragen. Bei neuen Vorhaben und Entscheidungen empfiehlt es sich, einen etwas weiteren Maßstab anzulegen.
- Zwillinge (22.5. - 21.6.):** Alles, was bisher gedacht wurde, ist der Wirklichkeit näher, als Sie glauben. Gegen gesundheitliche Störungen muß energisch vorgegangen werden.
- Krebs (22.6. - 23.7.):** Die Gesamtsituation ist sehr erfolgversprechend, zumal eigene Gedanken gute Strahlkraft besitzen und sich in positiver Weise verwirklichen lassen. Es kann auch mit plötzlichen Entscheidungen und wertvollen Verbindungen getreuet werden. Die allgemeine Lage sollte jetzt persönlich und wirtschaftlich genutzt werden.
- Löwe (24.7. - 23.8.):** Sie werden jetzt zu außergewöhnlichen Leistungen befähigt. Dadurch wird arbeitsmäßige ein größeres Pensum erledigt werden und Sie bekommen bessere Möglichkeiten, auch neue Gedanken mit einzuflechten.
- Jungfrau (24.8. - 23.9.):** Wenn auch diese Woche nicht gerade untreuefreudlich ist, so zeigen sich dennoch bis Wochenmitte einige Spannungen. Diese lassen sich aber durch kluges Abwägen und etwas mehr Zurückhaltung überbrücken.
- Waage (24.9. - 23.10.):** Man kann fast sagen, daß diese Woche die günstigste des laufenden Monats ist. Deshalb bedarf es auch der vollen Förderung.
- Skorpion (24.10. - 22.11.):** Es muß in dem bisherigen Sinne weiter gearbeitet werden. Ihre stete Einsatzfreudigkeit hat sich günstig entwickelt.
- Schütze (23.11. - 22.12.):** Alle bisherigen Anstrengungen, scheinen sich allmählich zu verwirklichen. Deshalb muß darauf geachtet werden, daß auch der richtige Anfang gemacht wird.
- Steinbock (23.12. - 21.1.):** Wenn Sie planmäßig und unbefristet arbeiten, dann werden sich auch bis Wochenende noch Möglichkeiten ergeben, die immerhin eine gewisse Bedeutung haben.
- Wassermann (22.1. - 19.2.):** Es zeigen sich durchaus gute Möglichkeiten für Beruf und Wirtschaft. Allgemeinere Erfolgspotentialitäten sind angelegt, wobei auch Glückschancen eine nicht geringe Rolle spielen.
- Fische (20.2. - 20.3.):** Jetzt wird es darauf ankommen, eine klare Einstellung zum Leben zu nehmen. Es hängt unbedingt sehr viel davon ab, wie Sie Ihre Entscheidungen treffen.

SONNTAGS-ZEITUNG
In der Südwest-Press- GmbH, Gemeinschaft Südwestdeutscher Zeitungsverleger
Tübingen, Uhlendorferstraße 2, Telefon 2141.
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Karl Lerch
Für unverlangt eingesandte Manuskripte, auch wenn Rückporto beiliegt, wird keine Gewähr übernommen.
Druck: Tübinger Chronik, Tübingen, Uhlendorferstraße 2



Fischzug im Nordmeer

Die deutschen Hochseefischer haben es nicht so leicht wie ihre Kollegen aus England, Holland, Norwegen oder Island, die gewissermaßen unmittelbar vor der Haustür reiche Fanggründe vorfinden. Von den deutschen Hochseefischern, die wieder über eine Tonnage von 500 000 Tonnen verfügen, wurden im Durchschnitt der letzten Jahre 74 Prozent der deutschen Anlandungen an Seefischen gefangen.

sie von dem einbringen, was das Meer dem Menschen bietet.

Die deutsche Hochseefischerei verfügt heute wieder über eine der modernsten Flotten. Unsere Fischdampfer, auch Trawler genannt, messen bis zu 600 BRT. Große Frachtdampfer haben 6000-8000 BRT. Der größte Passagierdampfer die „Queen Elizabeth“ hat 84 000 BRT. Die 210 meisttätigen Fischdampfer, die die Reeder der Bundesrepublik besitzen, sind also keineswegs Riesen. Immerhin können sie in ihrem Rumpf bis zu 6000 Zentner Fische und etwa 3000 Zentner Eis befördern. Das Eis ist wichtig zur Frischhaltung der Fische.



Der Leuchtturm Rotersand ist das Wahrzeichen der Wesermündung und den Seefahrern in aller Welt ein fester Begriff. Hier beginnt das offene Meer

Gefischt wird mit dem Grundsleppnetz (Trawl) es wiegt mit allem drum und dran etwa 600 Kilogramm und ist aus Manila-Hanf versuchsweise auch aus Perlon geknüpft. Zwei bis drei Stunden bleibt das Netz im Wasser. Dann wird es mit einer großen Zugwinde an Bord gehievt. Wenn die Fischer Glück haben, sind ihnen 600 ja 800 Zentner Fisch mit einem „Hol“ ins Netz gegangen. Manchmal kommt auch nur ein einziger Zentner zusammen. Kapitän und Mannschaft eines Fischdampfers, die 5000 bis 6000 Korb Fisch (Korb = Zentner) von einer Fangreise mit nach Hause bringen, können sich die Hände reiben. Denn außer ihrem Lohn erhalten sie Prozente vom Fangerlös.

dampfer hat Funktelegraphie oder Funktelefonie an Bord. Die Schiffe sind auch mit Radargeräten ausgerüstet, die ihnen das Manövrieren bei Nacht und Nebel wesentlich erleichtern.

Erfahrene Kapitäne verlassen sich in der Aufspürung der Fischschwärme

Mit dem Meer sind die Menschen, die an der Küste leben, aufs engste verbunden. Das Meer gibt ihnen Nahrung im direkten und übertragenen Sinne des Wortes. Aber selbst die Menschen, die nicht von der See und von der Seefahrt profitieren, haben ein anderes Verhältnis zum Meer als der Binnenländer. Es geht ihnen mit dem Wasser wie unsrerem mit den Bergen. Ich kenne im Bremerhaven einen Straßenbühnen, der weiß am Sirenenklang, der tagsüber in die Straßen hallt oder ihm nachts aus dem Schlafe weckt, welches Schiff auf der Weser fährt. Wenn er dienstfrei hat, führt ihn der Weg zu

394 BRT, aber hinter der „Hans Böckler“ mit 644 BRT rangiert. Und er kannte die Geschichte dieser Dampfer und ihre Schicksale, und er wußte auch, daß das Meer seit 1863 2875 deutsche Hochseefischer verschlungen hatte und

und sofort „gekehlt“, das heißt durch einen scharfen Schnitt unterhalb des Kopfes teilweise ausgenommen. Danach werden sie an Bord eingesalzen. Jetzt nun fahren die Hochseefischer mit ihren Schleppnetzen in die näher



Am vergangenen Sonntag liefen 16 Hochseefischdampfer aus Bremerhaven zum Heringfang aus. Sie wurden von der Bevölkerung festlich verabschiedet. Auf hoher See trafen sich die Schiffe in der Nähe des Weserfeuerschiffes mit den Booten aus Hamburg, Cuxhaven und Kiel



Der Fang wird gleich an Deck verarbeitet, das heißt geschlachtet, gereinigt, vereist und gelagert. Das alles muß in zwei Stunden geschehen sein, wenn nämlich das nächste Netz mit 200 Zentner Beute aus der See geholt wird



Das Netz ist ausgelegt worden. Bald ist es Zeit, es wieder über Deck zu hieven. Ein prüfender Blick des Hochseefischers gilt dem Wetter

den Häfen, am häufigsten dorthin, wo die Überseer anlaufen und einen Hauch von Fremde und Ferne mitbringen. Als am vergangenen Sonntag die Fischdampferflotte von Bremerhaven zum Heringfang ausfuhr, stand er mit Kind und Kegel am Ufer und winkte

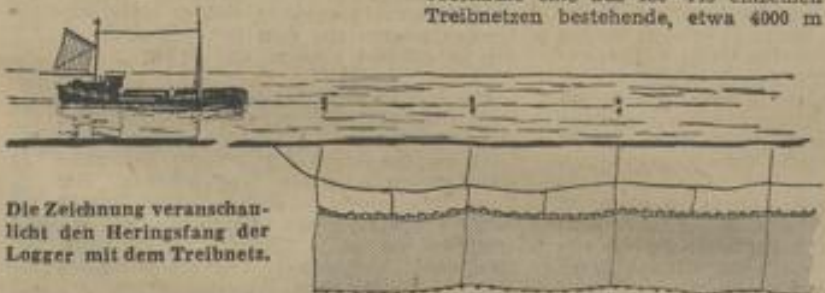
daß im letzten Jahr 44 Männer beim Fischfang in der Nordsee, und im Nordatlantik das Leben lassen mußten. Nun sind sie wieder unterwegs. Am Sonntag liefen aus den deutschen Fischereihäfen Bremerhaven, Cuxhaven, Hamburg und Kiel 27 Fischdampfer zum Heringfang aus. Vor ihnen sind seit Anfang Juni die Heringlogger am Fisch gewesen. Die deutschen Loggerfischer fangen mit ihren Spezialfangschiffen den zarten Matjeshering in der Nordsee und im Armeikanal, indem sie 15 Meter unter der Wasseroberfläche eine aus 130-140 einzelnen Treibnetzen bestehende, etwa 4000 m

stehenden und nach Süden wandernden Heringsschwärme ein. Aber die Hochseefischer machen nicht nur Jagd auf den Hering, sie sind bis hoch hinauf vor der Grönländischen Insel, vor Spitzbergen, in der Barents-See und bei Island auch auf Jagd nach dem Kabeljau, dem Rotbarsch und dem Seelachs. Je größer und tüchtiger die Schiffe wurden, desto weiter konnten sie fahren, desto länger waren sie unterwegs, aber auch desto mehr konnten

So sieht ein Grundsleppnetz (Trawl) aus, mit dem Hochseefischer arbeiten. Diese Netze werden auch heute noch mit der Hand geknüpft. Bis zu 350 000 Knoten sind in so ein Netz geschlungen

gerne auf ihre gute Nase. Aber die Wissenschaft hat ihnen noch zuverlässigere Hilfsmittel geschaffen. Heute sind die meisten Schiffsdampfer mit Echolot und Fischlupe ausgestattet. Das sind Geräte, mit denen man auf elektroakustischem Wege die Wassertiefen, die Unebenheiten des Meeresboden und schließlich auch die Fischschwärme ermitteln kann. Jeder Fisch-

Wer den Fisch jagen will, muß aus härtestem Holz geschnitten sein. Wie eine Nußschale schaukelt das Schiff in der Dünung des Atlantik. Ständig ist der Hochseefischer von den Gefahren des Meeres umlauert. Die Ernte, die er von seinen Fahrten mit heimbringt, ist wertvolles Nahrungsgut, das auch wir Binnenländer mehr als bisher beachten sollten.



Die Zeichnung veranschaulicht den Heringfang der Logger mit dem Treibnetz.

den Fischern zu. Er wußte, wie viel Tonnen jeder dieser 16 aus dem Fischereihafen ausdampfenden Hochseefischerkähnen hat, daß die „Württemberg“ mit 421 BRT vor der „Mannheim“ mit

lange Netzwand (Netzfleet) setzen. Während der Nacht verfangen sich die Heringe in den Maschen des Netzes, das morgens an Bord geholt wird. Die Heringe werden aus dem Netz geschüttet

Eine Seekuh wird gefangen

Vor einigen Tagen ging die Nachricht durch die Presse, wonach eine Schweizer Expedition unter Führung des Zoologen Karl Joss an die Westküste des Roten Meeres aufbricht, um Licht in das Dasein der sagenhaften Seekühe, auch Sirenen genannt, zu bringen, und möglichst lebend zu fangen. Auf meiner letzten Afrikareise hatte ich Gelegenheit, Einblick in die Lebensgewohnheiten dieses Meeresungeheuers zu nehmen.

Mit den Händen griff der Neger ins Schiff, um das Eingeborenenkanu, in dem ich saß, lautlos näher ans Ufer des St-Pauls-River u bringen. Im Silberlicht des tropischen Vollmondes hob sich vor mir vom hellen Strande einer Sandbank eine unförmige, dunkle Masse ab, die regungslos dort lag. Ich war glücklich, daß meine beharrliche Suche nach dem seltensten Urtier der Welt nicht umsonst war.

Laut, der den Koloß erschreckte? Leben kam in das Fleischgebirge. Langsam, mit plumpen Bewegungen, als ob es ihr Mühe machte, ihre über 20 Zentner Fettmassen vorwärts zu bewegen, dreh-



Man schätzte früher diese Meeresäugetiere zu den Wälen. Aber die Seekühe, auch Sirenen genannt, sind friedliche Pflanzenfresser, die als einzige Meeresäugetiere die Unterwasser-Tangawälder abweiden

Schon seit Tagen hatte ich die Lagunen in der Bucht von Monrovia, der Hauptstadt der letzten Negerrepublik Liberia an der westafrikanischen Küste, in Begleitung erfahrener Fantu-Fischer vergebens nach dieser kostbaren Beute abgesehen, hatte dort das Riesenetz im Durchmesser von 30 Meter auslegen lassen, das vor dem Untergang durch zwölf Korken in Größe einer Kindertrömel gesichert wurde. Aber nur Krokodile verhedderten sich in den Maschen des Netzes und beschädigten es. Als mir das zu langweilig wurde, beschloß ich, allein mit einem Boot die Suche aufzunehmen und sah mich nun durch den Anblick des schlafenden Tieres auf der Sandbank belohnt. Ich hatte Mühe, den Riesenkörper zu betrachten. So vergingen Minuten und aus den Minuten wurden Viertelstunden. Irrendwoher schrie ein Tier. War es dieser

Frauenfisch nennen, zu diesem sinnbildlichen Namen kommt, weiß ich nicht genau. Man sagt, in früheren Zeiten hätten die Matrosen in jenen Gegenden betörenden Gesang vernommen. Gingen sie diesen Sirenenklängen nach, war von Meeresjungfrauen weit und breit keine Spur. Nur Seekühe mit ihren Jungen wurden gesichtet. So schrieb man die nächtlichen Arien diesen großen Meeressäugtieren zu. Die Algen- und Tankwälder in flachen Meeresbüchten und versteckten Felsenrotten Westafrikas und Australiens sind ihre Heimat. Seekühe sind keine Fisch-, sondern ausgesprochene Pflanzenfresser, die in Gestalt und Lebensweise an die hungersatmenden Wale erinnern. Die Eingeborenen rühmen ihnen Mut nach.

Als ich an jenem Vormittag in mein Lager zurückkehrte, empfing mich obenbetäubendes Gekreisch. Was war los? Ausgerechnet an diesem Morgen, an dem ich nicht wie sonst aufgestanden war, um das Netz hereinzuholen, hatten meine Fantuener eine Seekuh in den Maschen. Gemeinsam mit anderen aus dem Busch gekommenen Eingeborenen hatten meine Fantu das wertvolle Tier totgeschlagen, um es aufzusuchen. Denn das Fleisch der Sirenen schmeckt wie Schweinefleisch und ist eine Delikatesse für die Schwarzen. Trotzdem eine zerrissene Masse von 20 Zentner, die zerwirkte Sirene, am Strande lag, balgten sich die Eingeborenen um das wohlgeschmeckende Fleisch. Sie wußten ja nicht, daß sie ein Vermögen auffraßen, denn ein Zoologischer Garten wollte mir 20 000 Goldmark für eine lebende Seekuh geben.

Hermann Freyberg

550 Meter tief in das Erdinnere

Durch das „Geldloch“ in Oesterreichs tiefste Schachthöhle

Einer 30köpfigen, mit den modernsten Hilfsmitteln ausgestatteten Expedition, die aus Höhlenforschern des Landes Salzburg, der Steiermark und aus Niederösterreich bestand, ist es nach umfangreichen Vorbereitungen in einem mehrtägigen Vorstoß gelungen, Oesterreichs tiefste Schachthöhle, den berühmten Otzscherschart, zu erforschen, wobei die Expedition 550 Meter tief in das Erdinnere vordrang. Durch das legendenumwobene „Geldloch“ des Otzschers stieg die Expedition durch brausende Wasserfälle hindurch und über drohende Felsabbrüche zunächst 200 Meter in den Otzscherschart ein. Dann wurde ein weiterer Vorstoß durch einen fast kreisrunden Schacht von 8 Meter Durchmesser unternommen, wobei in 250 Meter Tiefe auf einem

halbwegs trockenen Platz das Hauptlager der Spitzengruppe errichtet wurde. Von hier aus ging es mit Strickleitern und Seilen weitere 120 Meter hinab.

In 400 Meter Tiefe erfolgte die Übernachtung in einem Biwakplatz, der mit dem Höhleneingang telefonisch verbunden war. Unter Überwindung größter Schwierigkeiten konnte schließlich der tiefste Punkt des Riesenschachtes, an dem sich verschiedene wasserführende Gänge vereinigten, erreicht werden. Es wurde eine gründliche Durchforschung des Berginneren vorgenommen. Schon heute steht fest, daß das Vorkommen von „Augensteinen“, also eines artfremden Gesteins, in 350 Meter Tiefe ganz neue geologische Aspekte eröffnet.

(9. Fortsetzung)

Nikos hockte in seinem Ladengewölbe am Markt hinter dem schmutzigen Vorhang und starrte stumpsinnig vor sich hin. Wie eine Wanze saß er da, breit und fett und häßlich.

„Ich hoffe, es ist Ihr letzter Besuch bei mir“, redete ihn Nikos ohne Gruß unfreundlich an. „Ich habe Sie gestern schon ersucht, eiligst abzureisen.“

„Ich werde gehen, wenn es mir paßt!“ erwiderte der andere froh.

„Sie haben mich schon genug kompromittiert!“ schrie Nikos.

„Reden Sie leise!“ knurrte der Gast.

„Ich denke“, sagte Nikos, „diese Unterredung, um die ich nicht ersucht habe, ist endlich unsere letzte.“

„Ich möchte wissen“, entgegnete der andere langsam, „wer herausgeschnuffelt hat, daß ich in dem alten Schuppen in Ihrer Plantage genächtigt habe. Heute früh waren Fußspuren rings um die Hütte. Bis zur Straße konnte ich sie verfolgen. Wenn Sie mich verpfänden haben sollten, Nikos... Ich traue Ihnen alles zu, wenn es um Ihren eigenen Kragen geht!“

„Unsinn!“ fauchte Nikos gereizt. „Unsinn! Das ist doch ganz einfach. Der Obersteg hat Sie bei mir am Zaun stehen sehen, und er hat geschwatzt. Warum sollte er nicht schwatzen, hä? Aber ich habe Sie gleich gewarnt. Der Obersteg hat den Kommissar auf mich gehetzt, den verschlagenen Hund Xyloni, mit dem er immer zusammensteckt. Xyloni bearbeitet den Palmenhaus-Fall. Der Teufel weiß, was Sie damit zu schaffen haben. Ich — ich will's gar nicht wissen! Nichts will ich wissen, hören Sie, nichts!“

„Geht Sie auch ein Dreck an!“ knurrte der Besucher.

„Immerhin: Ich werde dem Chef berichten, daß Sie das Ihre getan haben, meine — Mission hier zu fördern. Er schätzt mich und wird's Ihnen vermutlich mal danken. Im übrigen, damit Sie ruhig schlafen können, Sie Engel, diesmal war's eine ganz private Sache, die ich abzumachen hatte. Sie ist abgemacht.“

„Halten Sie schon den Mund!“ erbooste sich Nikos von neuem.

„Wer weiß denn, ob die Wände hier nicht inzwischen auch schon Ohren bekommen haben!“

„Schon gut!“ lachte der Gast. „Sie haben schwache Nerven, Nikos. Wußte ich gar nicht. Ich habe bessere. Ich habe ja auch keinen dicken Geldsack zu verlieren. Nur die Freiheit. Die ist das Beste. Die darf ich nicht verlieren. Ich werde sie auch nicht verlieren, verlassen Sie sich darauf. Habe schon anderes durchgestanden, ganz anderes. Heute gehe ich nach Prevesa zurück. Aber meinen Mantel, Nikos, den Mantel muß ich wiederhaben! Haben Sie Maria nicht benachrichtigt?“

„Natürlich habe ich die Fulgenzi benachrichtigt“, sagte Nikos verdrossen. „Sollte mich doch wundern, wenn sie nicht längst auf dem Wege zur Plantage wäre...“

„Zur Plantage?“ Der Fremde sprang auf. „Zur Plantage? Das sagen Sie erst jetzt? Verdamm! Sie sollte ihn hierher bringen! Sie Narr, was haben Sie angerichtet. Jetzt muß ich noch einmal hinauf. Der Mantel muß weg. Wird er gefunden, ist Maria schwer belastet.“

„Regen Sie sich doch nicht auf!“ lachte Nikos boshaft. Sie halten Xyloni wahrhaftig für dümmer als er ist. Ist Ihnen reichlich spät eingefallen, die Geschichte mit dem Mantel. Der Xyloni hat das Palmenhaus von oben bis unten durchstöbert. Glauben Sie etwa, er hat den Mantel übersehen!“

Der andere strich sich müde über die Stirn. „Seien Sie vernünftig, und helfen Sie mir. Es ist nicht alles so gegangen, wie es sollte. Nicht alles gut. Ich war verwirrt. Ich konnte nicht mehr klar denken... Sie wissen ja nicht...“

„Nein, ich weiß nicht!“ schrie Nikos ihn an. „Ich weiß nicht, und ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich auch nicht wissen will, was Sie alles angerichtet haben!“ Nikos hielt die Hände wie in verzweifelter Abwehr vor sich hin.

„Na gut“, sagte der Besucher niedergeschlagen. „Ich werde Sie nicht mehr belästigen. Was können Sie dafür! Die ganze Sache geht Sie ja nichts an. Es ist genug, daß einer...“

„Ja, ja, ja“, schrie Nikos, „es ist gut, wenn Sie das wissen! Und jetzt machen Sie endlich, daß Sie hier wegkommen, bevor alle Welt am Markte steht und Sie herauskommen sieht aus meinem Laden!“

„Es gibt doch einen Hinterausgang auf die Felder...“ wandte der andere ein.

„Ja, und Sie werden ihn benutzen!“ grunzte Nikos, besänftigt durch des Besuchers Entschlossenheit, endlich zu verschwinden. „Kann ich noch was für Sie tun?“

„Nein“, erwiderte der Mann, „nichts. Doch — noch etwas. Es ist — es ist eine anzusehende persönliche Bitte: Schützen Sie Maria Fulgenzi, wenn es — nötig sein sollte. Ich habe den Glauben an meinen Stern verloren. Rache ist eitel, und Wut ist Wahn. Ich habe früher nie gewußt, daß es Gewissen und Reue gibt...“

Nikos grinste verlegen und sagte nichts, als er den Fremden durch die Hintertür ins Freie ließ. Er schaute ihm nach. Alles schien gut zu gehen. Weit und breit war niemand zu sehen.

Als Nikos wieder allein in seinem Gewölbe war, trat er vor einen kleinen, halb blinden und aussätzigen Spiegel und starrte in die fliegenbeschnitzte Spiegelscheibe. Lange. Immer näher kam sein Gesicht seinem Spiegelbilde. Dann wandte er sich mit einem jähen, heftigen Ruck weg, ließ sich auf das unsaubere Lager hinter dem Vorhang fallen und weinte —, weinte, daß es ihn schüttelte.

Sechs Uhr dreißig. Xyloni sprach mit einem seiner Beamten.

„Was Neues?“ fragte der Kommissar. Die Stimme am Fernsprecher antwortete: „Eben hat der Bursche den Laden von Nikos verlassen. Sollen wir ihn jetzt hochnehmen?“

„Wen“, fragte Xyloni zurück, „Nikos?“

„Nein, den anderen“, kam die Antwort.

„Laßt beide in Ruhe!“ wies Xyloni an. „Die Sache muß erst reif werden. Uns kommt's auf ganze Arbeit an. Es hängt mehr dran als eine simple Mordgeschichte. Ich fahre jetzt zur

Liebe unter heißem Himmel

ROMAN VON CAROLA ERICHSEN

Copyright by Dr. Bachler, Münster/Weest. — durch Verlag v. Graberg & Görg, Wiesbaden

Plantage. Schickt um sieben Uhr ein paar zuverlässige Leute! Das ist alles.“

Sieben Uhr. Die Beamten waren pünktlich zur Stelle. Xyloni postierte sie nach einem Plan, den er sich längst zurecht gelegt hatte. Alle Ausfallstraßen, die von der Plantage wegführten, nach den Bergen zu, waren blockiert oder überwacht.

Er selber hatte sein treues Motorrad am Rande der Landstraße nach Agrinion hinter eine dicke Aloe-Hecke geschoben und wartete nun, auf einem Baumstamm hockend, auf den Großen Unbekannten, wie er ihn immer noch bei sich nannte, obwohl er längst wußte, mit wem er es zu tun hatte, oder wenigstens glaubte, es zu wissen.

Aus dem spärlichen Schatten der Olivenbäume trat ein Mann hervor. Xyloni rührte sich nicht, er saß in bester Deckung. Er wollte sehen, was der Mann vor hatte.

Der Kommissar wußte sogleich, wen er vor sich hatte. Das war der Mann, der am Mordtage vor dem Neupalmenhaus vorgefahren war. Das war der Mann, dem Obersteg gestern unversehends vor der Villa Dr. Sparsens gegenüber gestanden hatte. Es war derselbe Mann, der vor einer halben Stunde erst den Laden des dicken Nikos verlassen hatte.

Er mußte sich unmaßig beeilt haben und querfeldein gerannt sein. Was hatte ihn wohl zu solcher Eile angetrieben. Nun, man würde sehen. Nur Geduld. Xyloni hatte viel Geduld. Seine langjährige Praxis hatte ihn gelehrt, daß man mit Geduld am weitesten kam.

Xyloni saß wie die Spinne im Netz. Er überlegte. Der Mann schien völlig unbesorgt zu sein. Ab und zu lachte er vor sich hin. Xyloni schüttelte den Kopf. Was war mit dem Mann? War er verwirrt? Er machte keinen ganz klaren Eindruck. Sollte man es mit einem — Irrer zu tun haben? Nun, es war nicht nötig, das Aeußerste anzunehmen. Es gab genug Situationen im Leben, die einen Menschen nährlich erscheinen lassen konnten.

Eben setzte sich der Kerl an den Straßenrand, stierte auf die Aloe-Hecke, wo das Motorrad stand. Aber er stierte ins Leere. Wartete er auf jemanden? Warum tat er nichts, als ab und zu eine Fliege von sich weg-scheuchen?

Ich muß Gewißheit haben, dachte der Kommissar und entschloß sich seine Pistole. Leise schlich er zwischen den Bäumen entlang, bis er hinter dem Manne stand.

Dann sprang er über den Graben und ließ den Fremden in die Mündung der Pistole starren.

„Aurelio Fulgenzi“, rief Xyloni, „ich verhafte Sie wegen Mordes an Pepina Termini und wegen Mordes an Dr. Holger Sparsen!“

Der andere zuckte die Achseln, müde und resigniert.

„Es ist gut, daß Sie keine Schwierigkeiten machen“, sagte Xyloni und trat einen Schritt näher.

Doch wie ein Panther schnellte der Mann vor, und ein so furchtbarer Hieb traf des Kommissars Arm, daß die Pistole in hohem Bogen wegfiel. Der Schlag war so heftig, daß der Kommissar zu Boden stürzte.

Der andere hatte die Pistole aufgebraucht und wollte gerade über den Graben springen, als er sah, wie Xyloni versuchte, die Hand in die Tasche zu stecken und die Trillerpfeife hervorzuholen. Er versetzte dem Detektiv einen Faustschlag, daß er für einen Augenblick alle Sinne schwinden fühlte.

Als er zu sich kam, war Aurelio Fulgenzi verschwunden. Noch nie, dachte Xyloni, als er den Staub von seinen Kleidern abklopfte und sein schmerzhaftes Kinn befühlte, habe ich so das Nachsehen gehabt wie diesmal. Wenn ich bloß wüßte, ob der Bursche die Situation vorausberechnet hat oder ob er impulsiv handelte. Immerhin, wir werden ihn kriegen. Und ein besseres Geständnis seiner Schuld konnte er gar nicht liefern als diese Flucht.

Xylonis Leute waren aus dem Walde gekommen, als sie das Geräusch des abfahrenden Motorrades gehört hatten.

„Was ist los?“ fragten sie.

„Nichts ist los“, sagte Xyloni sarkastisch. „Pech gehabt. Man soll es nie zu eilig haben. Diesmal hatte ich es zu eilig. Ihr könnt nach Hause gehen. Ich komme ein bißchen später. Verstärkt die Bewachung am Hafen, und haltet in der Stadt die Augen offen. Unser Freund ist entweder ein Narr oder ein Genie in seinem Fach.“

Sieben Uhr dreißig. Xyloni sah die Frau schon von weitem die Straße heraufkommen. Sie hielt sich, wohl, um nicht gesehen zu werden, dicht an der Hecke, ja, zeitweilig ging sie sogar im Graben entlang. Beschwermlich, dachte Xyloni und mußte über so viel Naivität lächeln. Der Bursche hatte also doch Besuch erwartet.

Der Kommissar hatte gleich gesehen, daß es Maria Fulgenzi war, die da in der frühen Hitze die Straße heraufkam. Ueber dem Arm trug sie ein Paket. Xyloni schmunzelte. Er ließ sie herankommen. Sie erschrak, als er plötzlich vor ihr aufstand. Sie war den ganzen Weg wie im Traume gegangen. Sie hatte an vieles gedacht, an Mario vor allem, ach, an so vieles, nur nicht an die Gefahr ihres Weges. Jetzt war alles verloren.

Xyloni sah die Tränen in ihren Augen schimmern. „Geben Sie mir den schweren Mantel!“ sagte Xyloni lächelnd. „Warum haben Sie ihn den weiten Weg heraufgeschleppt, in dieser Glut? Er hing doch ganz gut im Palmenhause, nicht wahr?“

„Sie wissen?“ stammelte Maria.

„Was für ein Kind Sie noch sind!“ lachte der Kommissar.

„Meinen Sie denn, ich hätte mich im Neupalmenhaus so schlecht umgesehen? Ich weiß noch manches mehr, Maria Fulgenzi.“

Maria erschrak. Hatte er auch ihr sorgsam gehütetes Tagebuch aufgestöbert?

Der Kommissar nahm ihr das ungefüge Paket aus der Hand und wickelte den schwarzen Mantel heraus. Er kehrte das Futter nach außen, so daß das gestickte Monogramm in der Sonne leuchtete. „Wem gehört er?“ fragte er leise und eindringlich.

„Ich — ich weiß nicht“, sagte Maria und sah ihn mit angstvollen Augen an.

Welch eine bezaubernde Frau, dachte der Kommissar, und ärgerte sich schon über die Abschwelung, die sich seine Phantasie erlaubt hatte.

„Warum lügen Sie?“ fragte er sanfter als es seine Art war.

„Wenn Sie es wissen — warum quälen Sie mich!“ Maria weinte.

Xyloni räusperte sich unbehaglich. Er war ein hartgesottener Junggeselle, aber Frauen-tränen sah er nicht gern.

„Ja“, sagte er langsam, „Ihr Bruder Aurelio ist geflohen, als ich ihn an dieser Stelle verhaften wollte. Noch dazu auf meinem Motorrad. Wer weiß, ob wir ihn so leicht wiederbekommen?“

Es klang gar nicht böse oder ironisch, wie er das sagte. Obwohl er wahrhaftig Grund genug gehabt hätte, als Mensch und als Kriminalist, verdrießlich zu sein. Maria hob den Blick zu dem Gesicht des Kommissars. In ihren Augen war eine Frage und eine Hoffnung zu lesen.

„Sie möchten wohl gerne, daß er uns endgültig entwischt ist?“ fragte Xyloni, leise lachend.

„Er ist mein Bruder“, antwortete Maria, und Xyloni fand die Antwort durchaus in Ordnung, denn er nickte nachdenklich.

„Ich begleite Sie jetzt nach der Stadt zurück“, sagte er. „Lassen Sie mich den Mantel ruhig tragen. Ich habe ihn ganz gerne bei mir. Ich habe einen schlechten Tag, scheint mir. Alles entgleitet mir. Leider müssen wir ja nun beide zu Fuß gehen...“ Er lächelte.

Zehn Uhr. Die Stadt zeigte sich jetzt in ihrer besten Verfassung. Nie war sie so munter wie zu dieser Morgenstunde. In den schlecht gepflasterten Hauptstraßen schob sich eine bunte Menge heftig gestikulierender Menschen. Alles war laut, alles war bunt. An allen Ecken, in allen Gassen, in allen Läden Geschrei und Feilschen. Gelächter und Gesang. Obersteg hatte einmal behauptet, daß nirgends in der Welt die Frauen so häßlich sängen wie hier, so schrill und leiernd. Nun, diese Lebendigkeit würde kaum länger anhalten als eine Stunde. Dann würde die lange Pause des Nichtstuns die Straßen und Plätze leeren.

Das Kaffeehaus Agnostipulos lag an einer der belebtesten Straßenkreuzungen der Stadt Messolongion. An dieser verkehrsreichen Ecke reichte sich Verkaufsstand an Verkaufsstand. Eier, Tabak, Honig, Mandeln und Rosinen wurden hier bergeweise feilgehalten. Vom Grill dufteten die kleinen würzigen Fleischbrocken. Diese wenigen angenehmen Gerüche mischten sich mit dem üblen Gestank der in der sengenden Hitze schmorenden Eingeweide- und Gemüsereste in den Ablauftrüben längs der Bordsteine.

Aus der weitoffenen Tür des Cafés plärrte ein sitomadesches Grammophon mit einem riesigen roten Blechtrichter ein uraltes französisches Chanson. Die Nadel war sicherlich seit Monaten nicht gewechselt worden.

Es war ein Café der Männer. Frauen sah man dort nie. Die Männer saßen hier beim Brettspiel und tranken dickflüssigen Mokka oder anisduftenden Ouso. Oder sie schwatzten über Geschäfte.

Ganz allein an einem Tisch in der äußersten Ecke saß Nikos. Er hatte nach dem Auftritt mit dem Fremden das Bedürfnis gehabt, seinem Rattenloch von Laden zu entfliehen. Niemand kümmerte sich um ihn. Eine zübe Ouso-Wolke umschwebte ihn. Xyloni ging tapfer geradewegs durch die Ouso-Wolke hindurch, ohne sonst jemand im Lokal zu beachten.

„Guten Morgen, Nikos!“

Der Dicke sah aus schwimmenden Augen zu dem Kommissar auf und hob nur ein wenig die rechte Hand von der kleinen Marmortischplatte. Das sollte ein Gruß sein.

Xyloni zog einen Stuhl heran und setzte sich zu Nikos, der das freundliche Grinsen des Kommissars mit säuerlichem Lächeln beantwortete. Ihm war durchaus unbehaglich zumute. Xyloni plauderte munter und unverbindlich wie mit einem alten Bekannten, fragte nach dem und jenem, nach allerlei Klatschgeschichten aus der Stadt, und schließlich auch danach, was denn Nikos zu den vielfältigen aufregenden Ereignissen der letzten Tage meine.

Es schien eine ganz nette Morgenplauderei werden zu wollen, wenn das Gespräch vorläufig auch ein bißchen einseitig verlief. Aber Xyloni hatte vertrackte Methoden, seine Leute weich zu bekommen. Das wußte Nikos ganz genau, und er dachte bei sich, daß Schweigen immer das Beste sei. Er wußte auch genau, daß das dicke Ende noch kommen würde. Und deshalb schwieg er und überlegte.

Dem Kommissar schien die Unterhaltung plötzlich zu langweilig zu werden. Er habe es leider ein bißchen eilig, sagte er entschuldigend, rief die Bedienung an und bezahlte,

natürlich nur seinen eigenen Kaffee, wie Nikos nicht ohne Ingrimm feststellte.

Xyloni stand auf, lächelte sehr freundlich und fragte ganz beiläufig: „Sagen Sie bitte, Nikos, kannten Sie eigentlich den Mann, der in Ihrer Plantage genächtigt hat, genauer?“

Es blieb keine Zeit zu überlegen. Leugnen hatte keinen Zweck, aber ein unbedingtes Ja schien ebenso unangebracht wie ein unbedingtes Nein. Also sagte Nikos: „Ich habe ihn gefragt, aber er hat es mir nicht verraten...“

„Sie haben ihn also aus lauter Menschenfreundlichkeit beherbergt, nicht wahr?“

„Ja, wirklich“, versicherte Nikos eifrig.

„Ach!“ sagte Xyloni nur und grinste breit. „Na, dann sollen Sie es endlich von mir erfahren. Der Mann war der Mörder der Alten aus dem Neupalmenhaus, für die Sie den reizenden Kosenamen Ophidia erfunden hatten, und der Mörder Dr. Sparsens. Dieser Mann war außerdem der Bruder der Maria Fulgenzi, Dumme Sache für Sie, daß ausgerechnet Sie ihn versteckt gehalten haben, was? Kann Sie eine Kleinigkeit an Jahren kosten, Nikos!“

Nikos war bleich geworden, und Schweiß stand auf seinem dicken Gesicht. Und wenn er jetzt entsetzt und fassungslos stammelte: „Das — das habe ich nicht gewußt, nicht alles —“, so wußte der Kommissar, daß in diesem Entsetzen nicht alles Theater war, sondern auch ein Quentchen Wahrheit.

„Immerhin“, schloß Xyloni, „wird es gut für Sie sein, wenn Sie bei den kommenden Vernehmungen schön bei der Wahrheit bleiben. Sie haben noch ein paar Stunden Zeit zur Überlegung. Dann werde ich Sie wahrscheinlich holen lassen, um ein paar Dinge von Ihnen zu erfahren. Halten Sie sich bereit. Sie dürfen ja auch wissen, daß es keinen Zweck hätte, zu türmen, nicht wahr? Es führt kein unbewachter Weg mehr aus dieser Stadt. Nur — damit Sie es wissen. Und ich glaube auch nicht, daß die Leute in und um Prevesa, zu denen unser Freund Aurelio gehört, Sie brauchen können.“

Eine kleine Pause entstand, bis der Kommissar fort fuhr. „Sie sind zu dick und zu träge, Nikos. Überlegen Sie beispielsweise in Ruhe die Antwort, die Sie mir auf die Frage zu geben haben: wofür hat Maria Fulgenzi das Geld verwendet, das Sie ihr so großmütig geliehen haben? Sie sollen sehen, daß ich Ihnen wohl will. Und darum verspreche ich Ihnen, daß ich, wenn Sie die Wahrheit sagen, aber nur dann, über einige — Unklarheiten in Ihrem ausgedehnten Geschäftsbetrieb großzügig hinwegsehen werde. Sie haben mich doch verstanden, Nikos?“

Der Kommissar betrachtete ihn lächelnd und ging hinaus. Nikos blieb wie in einer Betäubung hocken. So war er hineingeraten? Dem Lächeln des Kommissars war so wenig zu trauen wie seinen Versprechungen. Es war eine verdammt ernsthafte Sache.

Nikos schlug plötzlich wütend mit der wabbeligen Hand auf die Tischplatte, daß die Tassen schepperten, warf eine Münze auf das Blechtablett und rannte hinaus. Wenigstens tat er das, was man bei seiner Leibestümmelung natürlichen Trägheit laufen nennen durfte. Er brauchte Luft.

Elf Uhr. Xyloni hatte aus allen umliegenden Ortschaften, von allen wichtigen Verkehrspunkten, die überwacht wurden, Berichte vor sich liegen.

Auf keiner Straße, in keiner Ortschaft war bisher ein Motorradfahrer gesichtet worden, auf den die Beschreibung des Flüchtigen gepaßt hätte.

Also mußte Aurelio Fulgenzi noch in der Stadt sein. Möglich, daß der Bursche geahnt hatte, daß alle Fluchtmöglichkeiten verriegelt waren, oder hatte er noch etwas vor? Man mußte wachsen sein.

Xyloni traf die notwendigen Anordnungen. Dann beschloß er, sich doch ein Stündchen Schlaf während der allergrößten Hitze zu gönnen.

Obersteg hatte den Tag in dumpfer Einsamkeit hingebracht. Wie ein Gefangener hatte er im Doktorhaus gehockt, nachdem er aus Agrinion zurückgekehrt war. Er hatte es dort nicht ausgehalten. Schon mit dem nächsten Zuge war er zurückgekehrt. Die lebhafteste Handelsstadt, an deren Straßen sich der Tabak in wahren Bergen häufte, hatte ihm mit allem Tumult und Lärm nur stärker zum Bewußtsein gebracht, daß er nicht ausbrechen konnte aus dem Schicksalskreis, in den er gebannt worden war wider seinen Willen.

Also war es schon besser, umzukehren, und trotz aller Bedrückung hatte er aufgeatmet, als er die Tür des Landhauses erreicht hatte.

Als er vom Bahnhof gekommen war, hatte ein Leichenzug seinen Weg gekreuzt. Der Tote hatte, wie es in dieser Gegend Brauch war, im offenen Sarge gelegen, der auf den Schultern von sechs Männern gerührt hatte. Geschminkt und zurecht gemacht, hatte das Gesicht beinahe wie lebendig ausgesehen, schwankend im Rhythmus des Ganges der Sargträger.

Dieses makabre Erlebnis hatte Obersteg wieder neu zum Bewußtsein gebracht, was schon leicht verdeckt gewesen war: Die Endgültigkeit des Verlustes, den er durch den Tod des besten Freundes erlitten hatte. Morgen würde er selber die traurige Pflicht vollbringen, des Freundes Sarg zu schließen und ihn auf die letzte Reise nach der Heimat zu bringen. Es war ihm eine willkommene Ablenkung gewesen, die Vorbereitungen dafür treffen zu müssen.

Das Schlimmste ist diese Untätigkeit, dieses Wartenmüssen, empfand Obersteg. Dabei geschieht doch immerzu etwas. Etwas geschieht bestimmt. Xyloni ist nicht untätig. Das Schicksal rollt. Unerbittlich läuft das Schicksalsrad. Nur ich stehe am Rande und weiß nichts.

Endlich riß sich Obersteg aus seinen quälenden Gedanken los und verließ die Villa. Der Nachmittag hatte ausgeglüht. Die schönsten Stunden des Tages, wenn man von der Frühe absehen wollte, brachen an. Die Luft wurde plötzlich unendlich klar und leicht. Nirgends in der Welt ist die Luft so rein wie in Griechenland, dachte Obersteg. Alles hat eine größere Tiefe und Reinheit. Wie nahe die Berge waren und wie zart, wie Milchglas durchsichtig schienen sie zu sein. Und diese Stille...

(Fortsetzung folgt)

Das Hobby der älteren Frau

Es wird stiller um die Menschen, wenn sie älter werden. Freunde gehen und selten kommen neue; man hat Menschen verloren durch Entfremdung, durch die Ferne oder durch den Tod und jeder Verlust schmerzt tiefer als in der Jugend. — Hat einmal das letzte Kind das Nest verlassen, so stellt sich bei vielen Frauen der Gedanke ein, daß es nicht mehr so wichtig ist, ob man da ist oder nicht. Und doch sollte man auch jetzt nicht planlos seines Weges schlendern; ist eine Tür zugefallen, so geht eine andere auf, die Freude und Lebensinhalte spenden kann. Die ältere Frau von heute, ob verheiratet oder ledig, hat kaum noch Zeit, ihr Leben mit den düsteren Schnörkeln der Resignation zu verzieren. Fällt die Arbeit ihr Leben nicht mehr aus, so hat sie jetzt Muße, ihren Liebhobbies nachzugehen.

Die Blumenfreundin wird sich aus ihrem Garten ein Idyll schaffen und alle, die den Garten sehen, werden sich mit ihr beglückt fühlen. Andere werden sich der Musik oder einer künstlerischen Betätigung widmen, für die sie Talent haben; der lang eingeschlafene Briefwechsel mit nahestehenden Menschen kommt wieder in Fluß und Reisepläne können verwirklicht werden.

Nicht zu verachten ist in diesem Alter eine gewisse behagliche Wärme. Darum nichts gegen Kaffeekränzchen und Teeschmittage, vorausgesetzt, daß sie verfallende Einsiedelgezeiten meiden und nicht zu Geräuschstürzen auszuwachen. Diese Stechenpferde sind harmlos, entspannen und behüten die ältere Frau davor, eng zu werden und Schablone zu sein. J. S.

Der Ehefaktor weiß Rat

Mein Mann sorgt mehr für seine Eltern als für mich

Frage: Wir sind Flüchtlinge und haben uns mit vieler Mühe in den letzten Jahren eine neue Existenz aufgebaut. Vor einem halben Jahr sind jetzt die Eltern meines Mannes aus der Ostzone gekommen und selber kümmerlich er sich überhangt nur noch um sie. Zugegeben, es geht den beiden alten Leuten sehr schlecht, aber ich finde, daß doch daran nicht unsere eigene Existenz scheitern darf. Ich arbeite in unserem kleinen Gemüsestand von morgens bis abends mit und bekomme kaum so viel Geld von meinem Mann, um das Nötigste zum Leben einzukaufen. Unsere ganzen Ersparnisse, mit denen wir uns einen kleinen Laden ausbauen wollten, hat er schon für seine Eltern verwendet. Habe ich nicht einen Rechtsanspruch auf einen angemessenen Anteil unseres gemeinsam verdienten Geldes?

Antwort: Wieweit Sie einen Rechtsanspruch auf einen angemessenen Anteil Ihres gemeinsam verdienten Geldes haben — das wird Ihnen im Augenblick kein Rechtsberater, kein Anwalt sagen können. Der Bundestag ist nämlich auseinandergelangen, ohne die Ehegesetze zu verabschieden, die der Gleichberechtigung der Frau die juristische Basis geben sollten. Die Gleichberechtigung ist zwar im Grundgesetz verankert. Aber die der Gleichberechtigung entgegenstehenden Gesetze sind noch nicht aufgehoben. Es ist noch gar nicht abzusehen, was für

Vom Glück der Alleinstehenden

Oh nein, sie ist nicht etwa froh darüber, daß sie allein sein muß und der Beruf ihr einziger Gefährte zu bleiben scheint. Sie sehnt sich wie jede natürliche Frau nach Zweisamkeit, nach einem Menschen, mit dem man sich versteht, sie braucht Liebe, Kinder, die sie umsorgen dürfte. Denn alle Nöte ließen sich viel leichter ertragen, wenn es eine Schulter gäbe, an die man sich ab und zu einmal anlehnen könnte. Doch sollen nun Tausende gesund denkender Frauen daran zerbrechen, daß eine unbarmherzige Zeit ihre Hoffnungen und Wünsche zerbrach, sollen sie das Dasein verneinen, an ihrer Bestimmung verzweifeln, weil ihnen der bis zur Taktlosigkeit oft zitierte „Frauenüberschuß“ jede Aussicht auf eine Glücksmöglichkeit nimmt? Man sollte versuchen, der Einsamkeit den Stachel zu nehmen.

Aber alleinstehen und trotzdem glücklich sein — gibt es das überhaupt? Doch, das ist möglich für eine Frau, die sich klar und bewußt zu ihrem Schicksal bekennt. Grundbedingung ist ein Beruf, der sie wirklich ausfüllt und sie mit dem Bewußtsein, ihr leiste etwas, draußen im Leben stehen läßt und darüber hinaus ein eigenes Zimmer, gemütliche vier Wände, die ihre Art, ihr innerstes Wesen widerspiegeln. An den ganz

kleinen Dingen muß sie wieder Freude gewinnen, an der Keramik, die sie sich irgendwo erstand, an einer künstlerischen Radierung für ihre abendliche Lesestunde, oder ein paar Rilke-Bändchen, die sie wie einen köstlichen Schatz nach Hause trug. Ihr Heim wird zur Zuflucht im rastlosen Getriebe der Welt und sie empfindet das Alleinsein manchmal als eine Wohltat. Gewiß, das Ringen um die Existenz ist hart, und sie steht den Alltagsproblemen anders gegenüber als jene Frau, die den Mann als Schutz an ihrer Seite weiß. Aber dafür bietet ihr der Kampf hinreichend Gelegenheit, ihre Persönlichkeit voll und ganz zu entfalten.

Doch die Frau in ihr, will alle

Sommerkleid mit Bolero



Der Rock erhält durch reichen Faltenreichtum eine hübsche Weite. Das Bolero kann ganz mit weißer Seide abgetüftet werden und ist dann beiderseitig zu tragen. Stoffverbrauch: 4,18 m - 0,30 m breit, 0,45 m - 0,50 m breit; Gr. 42 und 44.

Dieses heutige Modell ist so recht geeignet, das Kleid zu sein, das man als schick und elegant bezeichnen kann. Trotz der einfachen Schnittform, oder gerade deswegen, gibt dieses entzückende Sommerkleid ein so harmonisch ausgeglichenes Aussehen, daß jede Frau damit wirklich geschmackvoll und hübsch gekleidet ist. Und was besonders betont werden muß, es ist leicht und ohne Schwierigkeiten zu arbeiten.

Kaltschalen sind kalte Suppen

Wer die in der Überschrift zum Ausdruck gebrachte Binsenweisheit kennt, für den bietet die Kaltschalenbereitung keine Schwierigkeiten. Die erfahrene Hausfrau kocht jeweils am Tage zuvor eine Obstsuppe, die sie am anderen Tage als Kaltschale auf den Tisch bringen kann. Damit erübrigen sich die oft recht umständlichen Zubereitungsvorschriften mancher Kochbücher. Als Einlage in Kaltschalen verwendet man je nach dem Geldbeutel Zwieback, geröstete Weißbrotwürfel oder Weißbrotscheiben. Es gibt genau genommen überhaupt keine Frucht, aus der man nicht auch eine Kaltschale herstellen könnte. Vom Rhabarber bis zur Orange, von der Heidelbeere bis zum Apfel gibt es Verschiedenheiten in unbegrenzter Zahl. Oft genug kann an sehr heißen Tagen, an denen sich der Körper gegen feste Nahrung förmlich wehrt, die Kaltschale die Rettung sein. Höchsten Nährwert haben naturgemäß Milchkaltschalen, mögen sie aus Vollmilch oder Buttermilch bestehen.

sie ihnen in jungen Jahren gegönnt gewesen. Doch wenn sie niemals jene Schulter finden sollte, an der man ausruhen kann, dann gibt es dafür das mütterlich fraulichste Äquivalent: eine ältere Schwester, an die sich andere Lehren können, die sich mit ihren Nöten zu einem flüchten. Lotte Lenschau

Unser Hausarzt sagt dazu

Rippenbruch

Es gibt Krankengeschichten, die so typisch sind, daß der Kenner schon aus der Erzählung des Kranken die richtige Krankheitsbezeichnung nennen kann. Die Untersuchung bringt dann nur noch die Bestätigung der Diagnose. Zu diesen Krankheiten gehört der Rippenbruch.

Da ist der Patient vor vier Tagen mit seinem Brustkorb an eine Kante angeprallt. Er ist gegen eine Tischkante gefallen, er ist auf eine Treppentstufe gestürzt, er ist gegen ein Geländer angeprallt, er hat eine Deichsel auf die Brust bekommen, oder was es sonst für Möglichkeiten gibt. Es tut zwar sehr weh, aber da äußerlich nichts zu sehen war, beruhigte er sich mit dem Gedanken, daß es schon besser werden würde. Da es nicht besser wurde, ist er jetzt hier. Und jetzt ist der vierte Tag. Dem Erfahrenen sagt schon dieser Vierer, daß bei dem Unfall mit größter Wahrscheinlichkeit eine Rippe gebrochen wurde. Die Untersuchung ergibt dazu einen umschriebenen Druckschmerz an der Bruchstelle und einen Biegungsschmerz am gleichen Platz, wenn man fern von einem etwaigen Bluterguß so auf den Brustkorb drückt, daß die verletzte Rippe am Verletzungspunkt gebogen wird. Diese Untersuchung genügt meist völlig und kann

häufig eine Röntgenaufnahme unnötig machen. Das Röntgenbild bringt oft keine weitere Klärung, da Brüche im knorpeligen Bereich der Rippen nicht dargestellt werden und auch angebrochene Rippen sich nicht gut abzeichnen.

Ein solcher Rippenbruch ist unangenehm, weil er beim tiefen Atmen und Husten und bei Bewegungen der Rippenmuskeln Schmerzen macht. Passieren kann nicht viel, denn die anderen Rippen sind ja eine ideale Schienung. Da besonders der Druck von innen (Husten) weh tut, macht der Arzt gerne einen breiten Heftpflasterverband über die verletzte Stelle, um so größere Brustkorbbewegungen, bei denen eine evtl. nur angebrochene Rippe vollends abbrechen kann, zu verhindern.

Das Heftpflaster reizt aber — besonders im warmen Sommer — öfters die Haut und führt zu Jucken und kleinen Eiterungen, die zur Abnahme des Verbandes zwingen können. In solchem Falle kann man ein elastisches Gummistoffband von etwa 10 cm Breite nehmen, das etwa 10—20 cm kürzer ist als der Brustkorbumfang. Es wird an beiden Enden mit kleinen Haken versehen, um die Brust an der Bruchstelle angelegt und mit festen Bindfäden wie ein Korsett verschürt. Das hält die Rippen, bis nach einigen Wochen Heilung eingetreten ist. Dr. med. S.

Vaterland MARKENRÄDER direkt ab Fabrik an Private gegen Bar- oder Teilzahlung. Touren-, Sport-, Renn- und Jugendräder. 2 bis 8-Gang-Schalengeräte. Sockelmpferräder. Fahrradneuheiten! Spezialräder billig! Friedrich Herfeld Söhne Neuenrade i. W. Nr. 35

Glückliche Ehen in ev. Kreisen stiftet der ev. Bräutigam. Der Bund, Offenbach/Main, Postfach 145. Kosten, Aust. ohne Abs. (Rückp. erbeten)

Kein Fleisch verdirbt. Rauch- u. Aufbewahrungsschrank. von der Spezialfabrik Lorzbach & Braach. Gehlweid 211 (Waff.) erschaffen. Angebot kostenloser Frachttreue Lieferung. Günstige Befreiung.

Kreislaufstörungen. Herz- und Nervenbeschwerden machen Ihnen das Leben nicht mehr schwer, wenn Sie reines, kaltegepresstes Weizenkeimöl einnehmen. Ich sende Ihnen 150 Kapseln zur Probe und wenn Sie damit zufriedener sind, so senden Sie mir den Betrag von 7,50 DM u. Porto innerhalb 20 Tagen dafür ein oder Sie schicken mir die angebrochene Packung 8 Tage nach Erhalt zurück und der Versuch soll Sie nichts kosten. Otto Blocherer, Augsburg 2, Fach 131 W.

Für frohe Stunden. Mr. Schweikhardt. das beste Qualitätsbranntwein

Einsendungen von Anzeigentexten erbitten wir an die Sonntags-Zeitung, Tübingen, Uhländstr. 3 od. an Ihre Heimatzeitung zu adressieren.

Kriegerwitwe, 43 J., jugendl., sympathische Erbsch., sonnig. Eigenheim vorh., habe liebes Mädel v. 19 J. Suche warmherzig, charaktervollen Herrn mit sicherer Existenz od. Pensionär bis zu 35 J. zw. Heirat kennenzulernen, der meinem Leben noch frohen Inhalt u. viel Liebesglück schenkt. Bildzuschriften an SZ 4604 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Beamter, 25 J., kath., ledig, wünscht häusl. aufricht. Partnerin mit Herzensbildung. Zuschriften unter 7976 an

Gehilfete Dame, 38, 1,68 gr., blond, gepflegte Erbsch. (berufstätig), sehr häuslich, mit hübsch. Töchtern, wünscht sich einen lieb. und treuen Finanz. gutgestellten Ehepartner. Zuschrift an SZ 4603 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Kath. Mädchen, 35 J., 1,63 gr., dunkelbl., wünscht mit kath. Herrn, Handw. od. Arbeiter, auch Witwer mit Kind, vom Land, zwecks Heirat bekannt zu werden. Bildzuschr. erb. an SZ 4603 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Ing., 28 J., 1,70, der in nächster Zeit eiterlich. Geschäft (Café) überneh. wünscht Mädel mit Herzensbildung, u. angen. Äußeren, das ein guter Lebenskamerad u. in echt. Liebe zugeht. Bildzuschriften erb. an SZ 4607 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Milchfrige, alleinstehende Frau mit Haus und Aussteuer wünscht sich zu verheiraten. Zuschr. erb. an SZ 4605 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Büroangestellte, 19 J., evgl., 1,65 gr., blond, wünscht Bekanntschaft m. einem lieb. charakterv. Herrn (mögl. mit etw. Auto) zw. Heirat. Bildzuschriften an SZ 4606 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Wenn darf ich wieder umsorgen u. wer gibt mir das Geborgenheit? Akad.-Witwe 24 J., 1,70 gr., evgl., sehr gute Erbsch. mit gepf. Wohnung, möchte gerne ritterlichen, gesunden Herrn bis 35 J. zwecks spät. Ehe kennenzulernen. Wenn mögl. Bildzuschrift an SZ 4601 Sonntags-Zeitung, Tübingen

HEIRATEN

Welche nette Blondine möchte mit mir durchs Leben fahren? Bin Kaufmann, gut aussehend, 30 J., 1,73 gr., liebe lehrte Musik und Sport. Bildzuschriften an SZ 4601 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Bin 22 Jahre alt, aus gutem Hause, suche auf diesem Wege Lebensgefährtin. Witwer oder Kriegerverwehrt angenehm. Aussteuer vorhanden. Zuschr. erb. an SZ 4603 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Tüchtige Hausfrau, Witwe, 52 J., mit schöner Aussteuer, alleinst., sucht einen lieb. treuen Lebenskameraden, mögl. Pensionär oder auch Rentner, zw. baldiger Heirat. Zuschr. erb. an SZ 4603 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Wo fehlt die immer verstehende Mutter? Bin 44/46, unvermögend, Geschäftsfrau, tüchtige Hausfrau, nicht hausbacken, mit lieb. 8jährl. Tochter, Wünsche d. Bekanntschaft mit idealen Herrn, mit sicherer Existenz zwecks Heirat. Zuschr. erb. an 4601 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Als Echo aus tausenden Herzen hallt es zurück: Wir fanden unser Eheglück durch die diskrete, menschliche Wärme v. Frau E. Hofmann. Altest. Ehe-Institut Süddeutschl., Stuttgart W, Reinsburgerstr. 9. Telefon 688 51. Sprechzeit: wochentag v. 10-19, sonntags von 10-13 Uhr

Nett. kath. Mädchen, 38 J., wünscht mit kath. charakterv. Herrn, 40 bis 45 J., in Verbindung zu treten. Zuschr. erbeten an SZ 4604 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Mehrbes. liebe Mädel von 24-29 J. möchte mir eine treue Lebenskameradin sein? Ich bin 30/30, kath., sich. Einkommen, Wohng. vorhanden. Zuschr. mit Bild an SZ 4603 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Berufstät. Fri., 42/170, symp. Ersch., modernes Eigenheim vorh., ohne Anhang, im Haushalt best. Leistung, wünscht mit charaktervoll. Herrn in sich. Position bek. zu werden zw. Heirat. Zuschr. erb. an SZ 4603 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Die Posteingänge werden streng vertraulich behandelt, der Briefverkehr erfolgt in neutralen Umschlägen. Bitte richtige Ziffernangabe.

Kriegerwitwe, 40 J., 1,70 gr., dunkel, aus gut. Hause, möchte mit liebem Menschen gemeins. Haushalt führen, bei Zuneig. Heirat mögl. Bin ein ruhiger u. auch sehr verträgl. Mensch. Erbitte schriftl. Zuschr. mit Bild, das mit Verschwiegenheit zurückgeht. an SZ 4603 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Kriegerwitwe, 35 J., evgl., wünscht sich mit solidem, ehrl. Herrn zu verheiraten. Aussteuer u. Wohng. vorhanden. Witwer bevorz. Bildzuschriften erb. an SZ 4600 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Landwirt, 45 J., Rentner, evgl., mit Vermögen, möchte gutes, ehrl. Bauernmädchen mit etwas Vermögen zw. sofortiger Heirat kennenlernen. Nur ernstgem. Zuschr. an SZ 4613 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Junger Mann, 34 J., evgl., bietet Einheirat in kl. Landwirtschaft. Nur ernstgem. Zuschr. an SZ 4604 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Ostpreußin, 29 Jahre, ledig, groß, schlank, geb., berufstät., wünscht Bekanntschaft m. Ostpreußin (Landwirt) zw. Heirat. Zuschr. an SZ 4604 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Bessere Dame, 46jährig, alleinsteh., ausreichende Rente, sucht Dame oder Herrn in Wohnungsgemeinschaft u. z. Freizeitgestaltung. Flüchtling angenehm. Zuschr. an SZ 4609 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Flachstrickmaschine. 150 Teilung, zu verkaufen. Details bei Urach, Kreuzgasse 13

Verschiedenes. Bessere Dame, 46jährig, alleinsteh., ausreichende Rente, sucht Dame oder Herrn in Wohnungsgemeinschaft u. z. Freizeitgestaltung. Flüchtling angenehm. Zuschr. an SZ 4609 Sonntags-Zeitung, Tübingen

Wohnungen in jeder Größe in Form ein. mod. Fertighauser auf Teilzahlung, auch mit Staatsprämie kurzfristig UNION-Bau. Paderborn U 481

Kopfschmerzen. Zahnschmerzen. Frauenschmerzen. 1-2 Tabletten geben schnell Erleichterung und heben das Allgemeinbefinden. Temagin. 10 Tabletten DM - 95 in allen Apotheken

Kropf und Blähns nur Akropintabletten, in all. Apoth. Auch f. Kinder! DETEKTIVE GENTNER & CO. Stuttgart W, Kolböhlenstr. 64. Telefon 688 35, 17718, 68179. Leg. 1870 Aushilfs-, Soobedungen

Die Berechnung erfolgt zum Preis von 30 Dpt. je Wort und 1 DM für die Kennziffer

Warum nicht auch Sie . . . ?

Füllen Sie unbesorgt den nebenstehenden Bestellschein aus und senden Sie ihn an uns ein. Ihr Heiratswunsch erscheint in der nächsten „SONNTAGS-ZEITUNG“ — sofern Ihr Text bis Mittwoch früh in unserem Besitz ist. Rechnung und Offerten erhalten Sie in neutralen Umschlägen zugesandt. Bitte adressieren Sie richtig: An die „SONNTAGS-ZEITUNG“, Anzeigenabteilung, Tübingen, Uhländstraße 3

Name _____ Ort _____ Straße _____

Kopfschmerzen. Zahnschmerzen. Frauenschmerzen. 1-2 Tabletten geben schnell Erleichterung und heben das Allgemeinbefinden. Temagin. 10 Tabletten DM - 95 in allen Apotheken

Kropf und Blähns nur Akropintabletten, in all. Apoth. Auch f. Kinder! DETEKTIVE GENTNER & CO. Stuttgart W, Kolböhlenstr. 64. Telefon 688 35, 17718, 68179. Leg. 1870 Aushilfs-, Soobedungen

Wohnungen in jeder Größe in Form ein. mod. Fertighauser auf Teilzahlung, auch mit Staatsprämie kurzfristig UNION-Bau. Paderborn U 481

Anzeigenbestellschein der Sonntags-Zeitung. Die Berechnung erfolgt zum Preis von 30 Dpt. je Wort und 1 DM für die Kennziffer. Name _____ Ort _____ Straße _____

Matabische, Matabische...

Die rätselhafte Welt der Kongoneger

Der Reiz, den Afrika auf alle Europäer ausübt, liegt in dem Unbekannten: Die Hitze ist gewaltig; die Unwetter kommen urplötzlich; die Pflanzenwelt zeigt bizarre Formen

und zum Teil prachtvolle saftige Farben; die Landschaft ist von einer unvorstellbaren Weite und Erhabenheit; die vielfältige Tierwelt erregt bei dem naiven Beobachter Neugierde und Furcht zugleich. Die Menschen haben nicht nur eine andere Hautfarbe, sondern auch andere Sitten, Gebräuche und bisweilen ein den Europäern gänzlich unverständliches Gebaren. Auch die Sprache ist keine Brücke zu ihnen; denn wer außerhalb Afrikas kennt Kiswahili, einen der etwa 50 Bantu-Dialekte oder die Sprache der Buschmänner?

Neger unter sich

Völlig umgeben von dieser geheimnisvollen Atmosphäre ist man in den ausgedehnten Eingeborenen-Vierteln der Städte des Kongo. Hier darf kein Europäer Boden erwerben, und es ist auch nicht üblich, sich dort nach Eintritt der Dunkelheit aufzuhalten. Die Eingeborenen-Stadt

Ol, Kokosnüsse, Gewürze und Gemüse verschiedenster Art, Zigaretten, Körbe, Hemden, etwas anrüchliches Fleisch, Fische und so weiter. In dem Gewoge und Gedränge sind die wenigen Europäer kaum zu bemerken. Hier wird gefeilscht, geblüffelt, werden Gegenstände aufgenommen und wieder zurückgelegt, anprobiert und noch einmal genau betrachtet und schließlich — bezahlt. Dabei ist interessant zu beobachten, wo überall ein Eingeborener sein Geld aufbewahren kann. Die herumlungernenden Polizisten sind arbeitslos; denn auch ein dem Europäer sehr aufgeregt erscheinendes Palaver ist harmlos. Sobald aber der Photoapparat eines Weißen auftaucht, verstummt aller Lärm, ein breites Lachen erscheint auf den Gesichtern und da ist auch schon das im ganzen Land am meisten gebrauchte Wort, „Matabische, Matabische“, zu hören, Trinkgeld, bitte, Trinkgeld.



Die „America“ ist zurzeit der größte Passagierdampfer, der deutsche Häfen anläuft. Sie umfaßt 33 500 BRT, und hat eine Länge von 220 Meter und eine Breite von 28 Meter. Ein Schornstein ist nur Atrappe. Bilder: SZ

Ein Schiff liegt im Hafen

Wenn ein Schiff im Hafen anlegt, bringt es Leben und Betriebsamkeit mit. Die Ankunft eines großen Passagierdampfers aus Übersee ist für eine Hafenstadt jedesmal ein Ereignis. Als der 33 500 Tonnen große amerikanische Passagierdampfer „America“ zum erstenmal in Bremerhaven anlegte, setzte die Besatzung in einer Nacht in den Gaststätten und Bars in Bremerhaven 100 000 DM um.

Am vergangenen Samstag, kurz vor Mitternacht, hat die „America“, zur Zeit noch der größte Passagierdampfer, der deutsche Häfen anläuft, nach zehntägiger Seereise wieder in Bremer-

haven an der Columbuskaje festgemacht.

Nachdem Zoll- und Polizeibeamte an Bord gegangen waren, um Besatzung und Passagiere zu überprüfen, wurde noch in derselben Nacht mit dem Ausladen des Gepäcks begonnen. Allein aus Zweckmäßigkeitsgründen, weil nämlich auch eine Reederei ihren Matrosen und Schiffsoffizieren Überstunden und Nachtzuschlag bezahlen muß, wurde die Ausschiffung der Passagiere auf den Sonntagmorgen verlegt. Die Fahrgäste hatten also Gelegenheit, noch eine Nacht an Bord im Hafen zu schlafen und noch einmal die

großartige Kunst der Schiffsküche zu genießen. Nur der Teil der Besatzung, der wachfrei hatte, verließ das Schiff. Am Sonntag wurde dann das Schiff überholt und die ersten Reisenden, in



Das ist die Columbus-Kaje in Bremerhaven, an der die Überseedampfer anlegen. Hinter den Lagerschuppen rechts im Bild liegt der Bahnhof am Meer.

der Hauptsache Auswanderer, trafen ein. An Proviant nahm diese schwimmende Stadt nichts als frisches Trinkwasser und einige Kisten frischer Tomaten an Bord, alles andere für die



Ein norwegisches Auswandererschiff hat an der Columbuskaje festgemacht und ist für seine Fahrt nach Australien gründlich überholt worden.

Verpflegung der etwa 2000 Passagiere (500 ab Bremerhaven) war schon in New York geladen worden. Am Montag um 14 Uhr war alles wieder klar zur Ausreise. Die fahrbaren Landungsbrücken wurden eingezogen, die Kapelle intonierte „Muß! denn, muß! denn zum Städtle hinaus“, die Fahrgäste winkten von der Reeling, und die Zurückgebliebenen erwiderten ihren Gruß von der Columbuskaje oder von der Terrasse des „Bahnhofs am Meer“. Die Taue, die das Schiff zwei Tage mit dem Land verbunden hatten, wurden gelöst, und unter dem Tuten der Sirenen stieß der Ozeanriese vom Kai ab, um seine Fahrt in die Neue Welt anzutreten.

Von Mensch zu Mensch

Sympathisch oder unsympathisch?

Manchem fliegt die Zuneigung seiner Mitmenschen zu, ohne daß er sich besonders darum bemüht. Andere haben es sehr schwer, weil sie sich nicht so leicht erschließen können — oder auch nur deswegen, weil sie rote Haare oder schlechte Zähne haben. Die Beziehungen von Mensch zu Mensch, ohne die keiner recht leben kann, hängen nun einmal leider weithin davon ab, ob einer als sympathisch oder unsympathisch empfunden wird. Allzuoft entscheiden sehr äußerliche Eindrücke über unser Verhalten zueinander.

Das ist höchst bedauerlich und gefährlich, aber anscheinend ebenso unvermeidbar. Mitunter verhindern sogenannte unüberwindbare Abneigungen von vornherein, daß Menschen miteinander ins Gespräch kommen, die sich sehr wohl viel zu sagen hätten.

Wir sollten dagegen etwas tun: Gegen die kleinen oder großen Antipathien, die manchmal nur allzuüberragende Entschuldigungen vor uns selbst sind, um sich einer echten Verpflichtung zu entziehen. Wir können hier einen sehr soliden „Vorschaltwiderstand“ einbauen, der unnötige Spannungen herabmindert. Wir sollten uns fra-

gen, wie wir selbst uns wohl ausnehmen und verhalten würden, wenn wir in der Situation oder der Haut des anderen steckten. Niemand ist sicher davor, eines Tages auch einmal so „unsympathisch“ zu werden, wie uns der andere gerade vorkommt.

Wer uns unsympathisch ist, scheidet an unserer Antipathie. Er wird unser Gegen-Mensch. Gott aber kennt keine solchen Vorurteile. Ihm sind alle Menschen ohne Ansehen ihrer Herkunft, Hautfarbe, Vergangenheit oder ihres Aussehens gleich lieb. Seine Zuwendung und Zuneigung ist kein äußerliches Gefallenfinden, sondern Mitfühlen, Mitleiden und Helfen: Jesus Christus ist unser Mit-Mensch.

Wir pflegen für unseren Umgang allerlei Sicherungen zu verwenden, um vor Überraschungen geschützt zu sein. Die primitivste dieser Sicherungen ist die Feststellung, daß uns jemand unsympathisch ist. Wenn wir aber unsere Welt etwas weniger steril und herzlos wünschen, dann wird es auf die Kraft der Sympathie ankommen, die wir aus der Zuneigung Gottes zueinander empfangen.

Andreas

Kreuzworträtsel grid with numbers 1-30.

Waagrecht: 1. Kurort im württ. Schwarzwald, 5. Geländeerhebung, 6. Erdzweig, 8. See in Nordamerika, 9. Negerdorf, 11. Kinderwärtlerin, 13. deutsche Radiofirma, 14. Schweizer Alpen Gipfel, 15. Tonstufe, 17. orientalische Kopfbedeckung, 19. Fluß in Südrußland, 22. moderner französischer Komponist, 24. Steuervorrichtung an Schiffen und Flugzeugen, 26. Zahl, 27. Brotmasse, 28. Fluß in Nordfrankreich, 29. Kunstrichtung, 30. Albvorberg. — Senkrecht: 1. alkoholisches Getränk, 2. Frauenname, 3. Schiffszubehör, 4. Pflanzenstachel, 5. chemisches Element, 7. Insektenlarve, 8. Name ehemaliger württembergischer Fürsten, 10. Stadt in Nordwürttemberg, 12. Erbauer des höchsten europäischen Bauwerks,

10 Minuten Kopfrechen

Unsere Schachpartie. Stolz, Taiflingen, der badische Jugend-Schachmeister. erregte vergangenen Sonntag bei den Endkämpfen Aufsehen und Bewunderung für seine großartigen Leistungen. Für Heidelberg 1879 am 5. Brett spielend, gelang ihm neben dem Berliner Jugendmeister Cawi (der für Freiburg spielte) das Kunststück, alle drei Partien zu gewinnen. Und durch seinen Sieg in der letzten Runde über Geis (Freiburg) entschied er den Wettkampf mit 4½:3½ zugunsten von Heidelberg. Trotzdem wurde aber Freiburg erster Gesamtbadischer Mannschaftsmeister, da Heidelberg (bei 2 unentschiedenen Wettkämpfen) nur 1½ Brettpunkte erreichte, während Freiburg mit zwei gewonnenen Wettkämpfen 15 Punkte zusammenbrachte. Mannheim kam auf 10½, Karlsruhe auf 10 Punkte.

Gegen Rodeck (Karlsruhe) und Weihnacht (Mannheim) gelangen Stolz zwei besonders hübsche Schluß-Spiele. Beide Partien seien kurz vorgeführt.

WeiB: Stolz
Schwarz: Rodeck
1. e2-e4, c7-c5; 2. Sg1-f3, g7-g5; 3. e3-c4, Lf8-g7; 4. d2-d4, c5xd4; 5. Sd3xd4, Sg8-c6; 6. Lc1-e2, Sg8-f6; 7. Sbl-c2, e6-e5; 8. Lf1-d2, d7-d8; 9. a3-a4, Lc8-d7; 10. Dd1-d2, Td8-c8; 11. f2-f3, a7-a6; 12. Tal-c1, Sc8xd4; 13. Lc1xd4, Ld7-c6; 14. Tf1-d1, h7-h5; 15. Sc3-d5 (von diesem Moment an verspricht sich Stolz zuviel, wenn er am Schluß auch Recht behält); 16. Sd5xd5; 17. Ld4xd7, Kg8-g7; 18. c4-c3, Dd8-b6; 19. Kgl-h1, Lc6-d7; 20. f3-f4, Dd8-c7; 21. Td1-c1, Dc7-c5; 22. f4-f5, Ld7-b5; 23. f5xg1, f7-f6; 24. g2-g3, h5xg4; 25. Tf1-g1, Lb5-d7; 26. Dd2-d4, Dc5-d4; 27. Le2xd4, Ld7g1.

Auflösung aus Nr. 28. Kreuzworträtsel. Waagrecht: 1. Paderborn, 6. Ale, 7. Boe, 8. Ase, 10. Klara, 12. Haus, 13. Para, 14. Hebel, 17. Nil, 19. Ode, 20. Ion, 21. Nofretete. Senkrecht: 1. Parthenon, 2. Alt, 3. Rosa, 4. Rom, 5. Nektarine, 8. Alsen, 9. Erpel, 10. Kuh, 11. Aal, 15. Bise, 16. Udo, 18. Not.

28. Df6xg4, Dd4-e5 (um auf 29. Dg6xc8 mit Dd5xc4+ usw. das „Ewige Schach“ zu forcieren. Aber Weiß sieht das natürlich und daher ist Dd4-e5 ein entscheidender Fehler. Richtig war Td4-c4) und der Ausgang wäre offen geblieben; 29. Dg6-c3, Tc8-c2; 30. Df6xc4, d6xc5; 31. h2-h4, Td3-c4; 32. Tg1-g4, f6-f5; 33. Tg4-g5, Tc4xc4; 34. h4-h5, Td4-h4+; 35. Kh1-g2, e5-e4; 36. Tg5xf5, h7-h5; 37. Tf5-f7+, Kg7-g8; 38. Tf7-e7, Td4xh5; 39. d7-d6, Th5-g5+; 40. Kg2-f2, Kg8-f8; 41. g5-g7+! Schwarz gibt auf, denn Weiß macht sich eine neue Dame!

WeiB: Stolz
Schwarz: Weihnacht
1. e3-e4, c7-c5; 2. Sg1-f3, d7-d6; 3. d2-d4, e3xd4; 4. Sd3xd4, Sg8-f6; 5. Sbl-c2, e7-e5; 6. Ld1-b2+, Lc8-d7; 7. Lb2-d4+, Sd8-d7; 8. Sd4-f2, Sd7-c5; 9. f2-f3, Sc5-e6; 10. e6-e5, Dd8-b4+; 11. Kgl-h1, e4-e3; 12. Sd3-e2, Sc5-c7; 13. Sc2-d3, Sc7xd3; 14. Sc2xd3, Sd6d5; 15. Dd1xd5, Td8-d7; 16. Tf1-d1, Td7-c7; 17. c2-c3, Dd6-e5; 18. Dd5-d3, Dc5-c4; 19. Lc1-c2, Dc4xd3; 20. Td1xd3, h7-h5; 21. a3-a4, Lf8-e7; 22. Td3-d5, Kc8-b7; 23. a4-a5, Td8-a8; 24. Td5-b5, Kb7-c6 (dieses Entlastungsmanöver ermöglicht einen drohenden Schluß); 25. a5xb6, Kc6b5; 26. b6xc7, a7-a6; 27. c2-c4+, Kb5-c6 (das kleinere Übel war natürlich Kb5xc4); 28. Td3xc4+! Schwarz gibt auf, wieder gibt es eine neue weiße Dame!

Zum Abschluß etwas zum Lachen:
Ein einziges Matt!
WeiB: H. Fabricius (Heidelberg)
Schwarz: Kopp (Freiburg)
1. e3-e4, c7-c5; 2. Sg1-f3, Sd8-c6; 3. d2-d4, c5xd4; 4. Sd3xd4, Sc8-f6; 5. Sbl-c2, d7-d6; 6. Lc1-g5, e7-e6; 7. Dd1-d2, a7-a6; 8. e4-e5, h7-h8; 9. Lg1-f4, Sc6d4; 10. Dd1xd4, e6-e5; 11. Lf4xe5, d5xc6; 12. Dd4xd3 Matt! Die Erklärung und Entschuldigung für diese massive „Schach-Bildheit“: Es war die 2. und letzte Runde nach insgesamt fast ununterbrochenen 24-tägigen Schachpartien! Wenn das keine sportliche Leistung war für jeden der 32 Teilnehmer! (Anmerkungen von Emil Josef Diemer, Rastatt)